Bor.
82
m

Bor. 82 m

<36632241470018 S

<36632241470018

Bayer. Staatsbibliothek

Bor. 82 m

Friedrich der Zweite

und

sein Jahrhundert.

Eine vaterländische Säcular-Schrift.

von

Theodor Heinsius.

Boruss
82m

Heinius

Friedrich der Zweite

und

sein Jahrhundert,

in Bezug auf

Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung.

Eine vaterländische Säcular-Schrift

von

Theodor Heinsius.

Berlin, Posen und **Bromberg.**
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

V a t e r l a n d e

geweiht.

Vorwort.

Als im Jahr 1836 das Todten=Jubiläum Friedrichs des Großen von einer achtbaren und zahlreichen Gesellschaft Berlins gefeiert wurde, war auch dem Verf. dieser Säcularschrift vergönnt, daran Theil zu nehmen, und seinen Beitrag durch nachstehenden Gefühlsausdruck darzubringen:

„Wenn ein schwaches Organ in einer hochachtbaren Versammlung von greisigen Männern um das Wort bittet: so geschieht es zunächst nur in der Absicht, einem drängenden Gefühl hoher Bewunderung und Liebe Luft zu machen, das — troß aller Bescheidenheit — auch ein geringes Opfer der Huldigung an der Urne des großen Königs nieder zu legen, für Pflicht hält. Aber der überreiche, zwar

oft und mannichfach durchforschte, doch nie ganz erschöpfte Stoff nöthigt den Sprechenden, sich in den engern Kreis seines Herzens zurück zu ziehen, um hier in ein einziges Gefühl zusammen zu pressen, was für den bloßen Verstand zu groß und umfassend ist. Daher möge der Mann des 18ten Jahrhunderts nach seiner hohen Intelligenz, nach dem Adel seiner Gesinnung, nach der Festigkeit seines Willens, nach seiner unermüdeten Thätigkeit im Kabinet wie im Felde, — Er, der erste Leiter seiner Zeit, der scharf blickende Staatsmann, der weise Gesetzgeber, der Beschützer der Künste und Wissenschaften, der Selbstdenker und geschmackvolle Kenner des Schönen, der sorgsame Vater seines Volks — Er möge sich unsrer Phantasie in ein kleines Bild zusammendrängen als Ideal eines Königs. Auch der Schatten wird diesem Bilde nicht fehlen dürfen, damit das Ideal ein menschliches sei, dem nachzueifern und sich ihm anzunähern noch die Möglichkeit bleibe. Ein solches Ideal in unserm Innern so lebhaft anzuschauen, wie wir einst den Lebenden in der Wirklichkeit geschaut, ist der Zweck dieses Todtenmahls, das diejenigen zu einem und demselben Gedanken, zu einem und demselben

Gefühl, zu einer und derselben Huldigung zu vereinen bezweckt, die einst so glücklich waren, in sein Adlerauge zu schauen, oder gar von diesem geschaut zu werden. Nie kehrt ein solches Fest uns wieder, auch nicht unsern Enkeln und Urenkeln. Sie werden ihn nur kennen aus der Geschichte, wie wir kennen einen Alexander, einen Cäsar, einen Marc Aurel, einen Karl den Großen; sie schauen ihn nur einst in Marmor und Erz, an dem sie vorübergehend sprechen werden: das war Friedrich! — Wir aber tragen sein ideales Bild im Herzen; wir haben noch den Untergang seiner Sonne mit leiblichen Augen gesehen; wir haben noch den nächsten unmittelbaren Einfluß erfahren, den seine Weisheit und Kraft auf unsern Staat, auf das ganze Europa gehabt hat; wir haben gesehen, wie ein kleines Land von noch nicht sechs Millionen Einwohnern dem gesammten Europa eben so viel Furcht als Achtung abgewann. Weil wir dies selbst gesehen und empfunden; weil wir den Schöpfer dieses Werks im Leben geschaut, zum Theil unter und mit ihm gewirkt haben: darum ist dieses Todten-Jubiläum in seiner Art das letzte wie es das erste ist; es ist das einzige, wie sein Gegenstand der Einzige ist; es hat den wehmü-

thigen Klang der Elegie, die Trauer und Erhebung zugleich tönt. Nie aber wird der, dem es gilt, untergehen in der allgemeinen Verehrung unsrer Nachkommen, wenn diesen auch unser Gefühl fehlt. So lange Friedrichs Ehre als Sternbild strahlt am Firmament, so lange wird Friedrichs Ruhm erfüllen die Erde.

Darum lebe denn sein Geist unter uns bis zu unserm Grabe! Er wirke auch nach uns am Thron wie im Volk zu immer neuer und erhöhter Thatkraft!"

So weit die kleine Rede. — Jetzt ruft das ablaufende Jahrhundert seit dem Regierungsantritt des großen Königs (31. Mai) alle Vaterlandsfreunde zu einer allgemeinen Feier auf. Auch mein Sinn strebt, eine — obgleich nur kleine — Festgabe darzubringen, da mein Jugendleben noch das glorreiche Zeitalter Friedrichs berührt*), und meine alternde Kraft sich wieder verjüngt und gehoben fühlt,

*) Der Verfasser (jetzt Senior sämmtlicher activen Gymnasial-Lehrer Berlins) war 16 Jahr alt, als er seinen würdigen Vater, (den damaligen Superintendenten zu Königsberg i. d. Neumark), der Friedrich auf dessen siebenjährigen Feldzügen begleitet hatte, und mit Enthusiasmus für den Thatenruhm seines Königs erfüllt war, vor einem

wenn ich noch einmal an den Lichtstrahlen des außerordentlichen Mannes mich erwärmen darf, in dessen Auge ich geschaut, dessen Stimme ich gehört, dessen hohe Natur ich schon früh bewundern gelernt.

Es war mein Zweck, die oft verkannte und falsch beurtheilte Denk- und Handelsweise des großen Königs in der geistigen Belebung der National-Cultur nach der Reinheit seiner Absichten zu würdigen, und den Gesichtspunkt festzustellen, aus dem seine Eigenthümlichkeit in ihrer Erscheinung aufgefaßt sein will. Ich darf hoffen, daß mir dies nicht ganz mißlungen ist, da ich überall die geschichtliche Wahrheit festzuhalten, und in meinem Urtheile gerecht zu sein mich bestrebt habe.

Wenn aber das Gemüth hie und da etwas stärker im Ausdruck hervortreten sollte, als der Stoff es gestattet: so wird der Leser, unter dem sich der Verf. gern nur einen Verehrer des großen Königs und einen Vaterlandsfreund denken möchte, auch ge-

---

mit schwarzem Teppich umhüllten Sarge die ihn ergreifende Gedächtnißrede über die vorgeschriebenen Texteswörte sprechen hörte: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben" (1 Chronik 18, 8). Dieser Eindruck ist ihm sein ganzes Leben hindurch bleibend gewesen.

neigt sein zu entschuldigen, was aus einer solchen Seelenstimmung hervorgehen mußte.

Wie indeß auch eine abweichende Denk- und Gefühlsart Inhalt und Form dieser Schrift aufnehmen möchte, unumstößlich wird doch die Wahrheit bleiben: daß Friedrich, trotz seiner menschlichen Schwächen und Irrthümer, gleich der Sonne mit ihren Flecken, Licht nnd Wärme nach allen Richtungen hin reichlich ausgeströmt hat.

Berlin, den 31. Mai 1840.

Theodor Heinsius.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Friedrich in Bezug auf Sprach- und Volksbildung.

		Seite
Einleitung		1—2
1.	Zeitgeist des 18ten Jahrhunderts	3
2.	Friedrichs, des Kronprinzen, persönliches Verhältniß zu dem Zeitgeist des 18ten Jahrhunderts	8
3.	Friedrichs, des Königs, leitendes Regierungsprincip	16
4.	Zustand deutscher und preußischer National-Cultur	18
5.	Einfluß der Subjectivität Friedrichs auf die National-Cultur	28
6.	Mittel, die Friedrich zur Aufklärung seines Volks anwandte	34
7.	Friedrichs Stellung zur Sprache seines Landes, und zu den Schriftstellern derselben	58
8.	Friedrichs Schrift über deutsche Literatur	85
9.	Preußens specielles Cultur-Verhältniß zu den Franzosen	125

Zweiter Abschnitt.

Friedrich in Bezug auf die Schulbildung seines Landes 138

Druckfehler:

S. 3 Z. 9 glaubten, l. glaubte.
S. 30 Z. 18 Klarmachers, l. Klarmachens.
S. 53 Z. 8 verwehren, l. erwehren.
S. 88 Z. 9 Gomprez, l. Gumperz.
S. 116 Z. 1 nach l. nah.
S. 116 Z. 9 v. u. ihr l. ihnen.
S. 143 Z. 21 v. u. mußte l. wußte.

Erster Abschnitt.

Friedrich in Bezug auf Sprach- und Volksbildung.

Einleitung.

Ein Jahrhundert hindurch hat sich von Geschlecht zu Geschlecht die Meinung getragen, daß Friedrich unsere Sprache verachtet, und der deutschen Bildung durch unbedingte Vorliebe für französische Literatur in ihrem Fortgang geschadet habe. Dies hat man für eine so ausgemachte Wahrheit angesehen, daß sie gar keines Beweises mehr bedürfe, daher auch Niemand sich die Mühe gegeben, die Sache genauer zu untersuchen. Vielmehr ist man, auf jene Meinung fußend, in bittere Klagen ausgebrochen, und selbst namhafte Gelehrte haben sich verleiten lassen, ihrem Unwillen über ihn Luft zu machen. Männer wie Klopstock, Kästner, Friedrich v. Schlegel, Arndt ꝛc. haben ihm poetisch und prosaisch, letzterer sogar in sehr ungewählten Ausdrücken, gezürnt, ihn bespöttelt, oder gar als heimischen Fremdling auf einem deutschen Thron betrachtet, und nur selten hat ein Schriftsteller ein Wort der Entschuldigung über ihn fallen lassen. Mag nun die Sache auch so stehen, daß sie keine Rechtfertigung erwarten darf: so bietet sie doch Stoff genug dar, die vaterländische

Gesinnung des Königs zu retten, und die von ihm angewandten Mittel zur Verbesserung der Sprache und Literatur seiner Zeit nach ihrem Werth und ihren Folgen zu würdigen.

Wir sind geneigt, Friedrichs Gegner in der Sache, wenn auch nicht immer in der Form zu entschuldigen; denn sie befanden sich noch nicht auf dem Standpunkt, den die Geschichte als das Weltgericht haben muß, um unbefangen und gerecht zu urtheilen. Das große Drama war mit Friedrichs Tode noch lange nicht ausgespielt; es fehlte noch der letzte Act der Auflösung; die Leidenschaft der Theilnehmenden, als Zeugen der Verwickelung, war noch zu rege; Ursach und Wirkung ließen sich noch nicht übersehen. Jetzt aber stehen wir auf einer lichten Höhe, wo wir bei klarem Himmel unter und über uns weit umher schauen, und den Zusammenhang alles Einzelnen wahrnehmen können, ohne das Gefühl durch Neid und Mißgunst gegen das Ausland zu verstimmen, oder durch persönlichen Haß unser Urtheil zu trüben. Was unser Auge von diesem Punkt aus gesehen, was der Verstand dabei gedacht, das Herz empfunden, in einfacher und verständlicher Rede wieder zu geben, scheint von Dankbarkeit und Liebe zu dem großen König geboten, zugleich eine heilige Pflicht gegen die vaterländische Geschichte und gegen unsere Sprache selbst zu sein. Und so legt denn d. V. diese Schrift als sein persönliches Opfer an den Schwellen des Tempels unseres vaterländischen Ruhms voll tiefer Ehrfurcht nieder zur Feier des Tages, der das erste Jahrhundert seit dem Regierungsantritt Friedrichs beschließt*).

*) Vom 31sten Mai 1740 bis 31sten Mai 1840.

1. Zeitgeist des 18ten Jahrhunderts.

Friedrich II. wurde zu einer Zeit geboren (1712), in welcher der Kampf zwischen Subjectivität und Objectivität, wie ihn Luther drei Jahrhunderte früher für die Kirche geführt, für die Idee des Staats und für die gesammte wissenschaftliche Forschung eingeleitet wurde. Die subjectiven Ansichten meinten in ihren Idealen ein höheres Wissen, ein reineres Glauben und Erkennen, ein sittlich-freies Begehren und Wünschen gegen die Objectivität der Zeit hinstellen zu können; diese dagegen glaubten ihrer Seits das Reale, wie es sich in dem Bestehenden und Herkömmlichen zeigte, fest halten und schützen zu müssen. Ein Kampf aber über das, was den Menschen und Bürger in seinem innern und äußern Wohlsein zu stören oder zu befestigen geeignet ist, muß seiner Natur nach heftig und dauernd sein, und Ereignisse herbeiführen, die auf der einen Seite das Gemüth erheben, auf der anderen niederbeugen. Die Wahrheit, für die er streitet, ist das schützende Palladium, das beide Parteien umstellen, und dessen Besitz sich am Ende auch der Sieger nicht rühmen darf, selbst wenn der Kampf als beendet angesehen wird.

Das Land, welches den Kampf anregte und die Hauptstreiter desselben erzeugte, ist Frankreich. Von der Vorsehung bestimmt, der Boden großer Anregungen für die geistige Welt zu sein, wie England später für die materielle, hatte es schon im 16ten Jahrhundert Denker wie Montaigne (geb. 1538, gest. 1592) aufzuweisen, im 17ten Jahrhundert aber einen Mann hervorgehen lassen, der das ganze System menschlicher Erkenntniß umwerfen

wollte. Des Cartes (Renatus Cartesius geb. 1596, gest. 1660) ging in seiner Philosophie von dem Gedanken aus, daß man zuerst bezweifeln müsse, was bisher für wahr gehalten worden, weil fast Alles nichts als Irrthum oder Vorurtheil sei. Er strebte daher durch eigenes Nachdenken haltbarere Principien aufzufinden, durch welche allein eine zuverlässige Erkenntniß gewonnen werden könne. Diese Lehre, wenn auch schon im griechischen Alterthum practisch geübt, doch noch nicht in die moderne Welt eingetreten, fand bald nach ihm auch in andere Länder Eingang, und erregte namentlich in Holland großes Aufsehen, wo ein zweiter Cartesius in Spinoza (geb. zu Amsterdam 1632, gest. 1677) erstand, der seine Zweifel zu dem kühnsten Pyrrhonismus erhob. Während und kurz nach der Zeit bildeten sich, großentheils durch Ludwig XIV. angeregt, (der als der glanzvollste König auch das glänzendste Zeitalter der Literatur herbeiführte, wenn gleich das Gold, wonach man es benannt hat, viel Flittergold enthielt) geniale Köpfe, die im 17ten Jahrhundert als die ersten Notabilitäten Frankreichs galten, namentlich: Helvetius, Moliere, Racine, Corneille, la Fontaine, Peter Bayle, Boilean, Bossuet, Fontenelle, Fenelon und Andere, die nach verschiedenen Richtungen hin zu skeptischem Denken zu führen geeignet waren.

In Deutschland hatte sich fast gleichzeitig Gottfr. Wilh. Leibnitz (geb. zu Leipzig 1646, gest. 1716), als Denker im Gebiet der Speculation vielfach ausgesprochen, indem er manche schwierige Probleme der Philosophie zu lösen versuchte, nachdem zwei andere Männer, Samuel Pufendorf (geb. 1632, gest. 1694) und Christian Thomasius (geb. zu Leipzig 1655, gest. 1728), beide als Universitätslehrer die Bahn] gebrochen hatten, jener dadurch, daß er durch sein Recht der Natur und der

Völker Ideen anregte, die unter den supernaturalistischen Theologen und Juristen gewaltige Gährungen erzeugten, dieser, daß er die practische Philosophie zur Bekämpfung des Aberglaubens, zur Aufklärung seines Zeitalters und zur Begründung besserer wissenschaftlicher Methoden benutzte, auch zuerst die deutsche Sprache zur Mittheilung wissenschaftlicher Vorträge gebrauchte, da man sich bisher nur der lateinischen dazu bedient hatte.

Diese Reformen einer vielseitigen Subjectivität waren in Deutschland, dem Volkscharakter angemessen, mit höherer Würde und Mäßigung in einer ernsten Haltung bewirkt worden, und hatten den deutschen Boden nur allmählig vorbereitet, um spätere Saaten mit begründeter Hoffnung auf gedeihliche Ernte aufnehmen und befruchten zu können. Die Franzosen dagegen, leichteren Bluts und hervorstechender Genialität, hatten die allgemeinen rationalistischen Grundsätze spezieller angewendet und auf einzelne Wissenschaften übertragen, namentlich auf die, welche das bürgerliche Recht und die Politik betreffen, die Kräfte des Gefühls und der Phantasie für einen edlen Geschmack in den Redekünsten stimmen, und die häusliche Erziehung und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse angehen. Für das erste wirkte besonders Montesquien (geb. 1689, gest. 1755), der durch seinen Geist der Gesetze (1740) eine philosophisch-politisch-juridische Umschaffung der Gesetzgebung für das gebildete Europa herbeiführte; für das zweite Voltaire (geb. 1694, gest. 1778), wegen seiner poetischen Anlagen von seinen Freunden vergöttert, aber flach in Philosophie, lückenhaft im Wissen, frivol und ethisch befleckt in seinen Sitten, doch von ungemessenem Einfluß auf alle höhere Gesellschaftskreise; für das dritte Rousseau (geb. 1712, gest. 1778), vielseitiger, paradoxer Geist, liebenswürdiger Schwärmer, geschmäht und verfolgt

als Ketzer, aber in Frankreich und Deutschland ein viel gelesener und auf Pädagogik einflußreicher Schriftsteller.

Solchen und ähnlichen Geistern schlossen sich mehr oder weniger Andere an, die, wenn auch nicht durch ausgezeichnete Intelligenz, doch durch ihre Stellung sich Ansehen und Ruf erwarben. Dahin gehören hier besonders Maupertuis, d'Argens und la Metrie, alle ohne großen Gehalt, aber gewürdigt in der Nähe Friedrichs als Figuranten zu leben und vom Schicksal begünstigt der Akademie der Wissenschaften anzugehören. Höher standen die Encyklopädisten d'Alembert und Marmontel, von denen jener als Mathematiker einen europäischen Ruf gewann, und mit Friedrich einen fast ununterbrochenen Briefwechsel führte. Alle diese Männer hatten theils durch ihren Umgang, theils durch Lehre und Schrift ihre subjectiven Ansichten von Staat, Kirche und Wissenschaft gegen das Objective mit Freimuth, auch mit Ausgelassenheit hingestellt, und überall guten und bösen Samen reichlich ausgestreut. So war es denn schon bald nach der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts sichtbar, daß alles Denken über das Heiligste der Menschheit, das früherhin für eisern und unantastbar gehalten worden, eine feindliche Richtung gegen dasselbe genommen, und den Glauben an die Wahrheit und Güte des Bestehenden untergraben hatte. Die Völker waren in ein unkörperliches und farbloses Gebiet der Abstraction hineingeführt, wo ihnen jeder objective Haltpunkt verloren ging.

Was die Klugheit vorhergesehen, begann in dem letzten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts sich zu verwirklichen. Mit dem Sturm der Bastille (1789, 14. Juli) begann die französische Revolution; die monarchische Verfassung ward mit der Hinrichtung des Königs gestürzt, und eine demokratische gebaut, die schon in ihrem Beginn

den Keim ihres Untergangs trug; die Kirchen wurden verschlossen, denn das positive Christenthum mußte einer chimärischen Naturreligion weichen. So stand die Subjectivität, die das ganze Volksleben durchdrungen hatte, in ihrem stolzen Egoismus triumphirend auf den Trümmern einer gestürzten Objectivität, und was sie nun schuf waren Harpyen,

Keine Pallas gebar, Furien Jupiters Haupt*)

Deutschland, ruhiger und besonnerer, hatte ein Beispiel gräßlicher Art vor sich. Es verglich jetzt seine Sitten und Verfassungen, seine religiösen, politischen und wissenschaftlichen Zustände mit denen des verkannten Mittelalters in Rücksicht auf die Vortheile und Nachtheile desselben, lernte den Werth des Objectiven, wie es historisch und gesetzlich in Staat und Kirche begründet war, nach seinem Einfluß begreifen und die volle Lebenskraft jener Zeit achten, lenkte ein auf die rechte Bahn und überzeugte sich bald, daß nur eine gegenseitig fortschreitende Annäherung des Realen an das Ideale in allen Zweigen des menschlichen Thuns und Treibens, besonders in Staat und Kirche, das erreichbare Ziel für die Menschheit sei. Dies ist noch jetzt der einzige Weg zur Vermittelung der Extreme und der größte Gewinn jenes blutigen Kampfes.

---

*) Klopstocks Ode: die Denkzeiten.

2. Friedrichs, des Kronprinzen, persönliches Verhältniß zu dem Zeitgeist des 18ten Jahrhunderts.

Es schien zuvörderst nöthig, an den Geist der Zeit zu erinnern, der Friedrich's Lebens- und Regierungsgeschichte einleitet. Jeder Charakter muß aus seiner Zeit heraus und aus der Eigenthümlichkeit seiner Stellung zu derselben nach Maßgabe seiner Natur und seiner Bildung construirt werden, wenn das Urtheil über ihn gerecht ausfallen soll. Dies hat man bei Friedrich wenn nicht ganz übersehen, doch viel zu wenig beachtet, und daher gibt es noch jetzt keine treue Charakteristik von ihm, wenn wir gleich mehrere treffliche Beiträge dazu besitzen*).

Fassen wir zuerst die Seelenkräfte Friedrichs auf, so ist es unbestritten, daß sein Geist höchst glücklich organisirt war, und sich mit Leichtigkeit nach allen Richtungen hin wirksam bewegen konnte. Seine Genialität zeigte sich stark und kräftig als Vernunft, Verstand, Witz, Scharfsinn, Imagination und Gedächtniß, und trat in den meisten seiner Schöpfungen, in der Wissenschaft, in den Künsten, in der Staatsverwaltung wie im Leben, mit origineller Eigenthümlichkeit hervor. Aus diesen außerordentlichen Anlagen bildeten sich: Wißbegierde, Combinationsvermögen, Geschmack und Sinn für antike Einfalt in Sitte und Haltung, und alle diese Talente wurden in der Ausbildung

*) Die besten sind: Charakter Friedrichs des Zweyten rc. von Dr. Anton Friedrich Büsching, Halle 1788. und die mit philos. Geiste geschriebenen Fragmente zur Schilderung des Geistes rc. Friedrichs des Zweyten von Christian Garve. Zwei Theile 2te Aufl. Breslau 1801. Neuere, sehr schätzbare Beiträge dazu haben Preuß und Rödenbeck geliefert.

unterstützt von fester Willenskraft und ausdauernder Thätigkeit, in ihren Wirkungen aber begünstigt vom Glück durch ein langes, inhaltreiches Leben.

Was hat nun aus einem so organisirten Geist die erste Erziehung gemacht? — Außerordentliche Anlagen bedürfen einer höchst weisen Leitung, wenn sie vor falschen Richtungen bewahrt werden sollen. Weise aber war die Erziehung Friedrichs nicht zu nennen. Sie war angemessen den gepuderten Alonge-Perücken und steifen Zöpfen damaliger Hofsitte, und wohl geeignet die Naturkräfte zu ersticken, nicht aber sie unter dem Gesetz der Freiheit zu entwickeln. Man sehe nur das Reglement, das dem Präceptor des neunjährigen Thronerben Jacques Egide Dechan de Jaudun im Jahre 1721 die Tagesordnung vorschrieb, in welcher die Studien zu Wusterhausen getrieben werden sollen, und man wird sich bald überzeugen, daß eine solche pädagogische Gesetzgebung, unpassend für Friedrichs hohe Intelligenz, nur den Erfolg haben konnte, die unterdrückte Elasticität seines Geistes in der Freiheit um so stärker und ungebundener hervorspringen zu lassen. Dies zeigte sich besonders zu Neu-Ruppin, wo seine sanguinisch-cholerische Natur ihn zu manchen genialen Ausschweifungen verleitete, die er in der Folge bereute. Dessen ungeachtet trieb er hier schon mit großem Ernst philosophische Studien und drang in das Gebiet metaphysischer Forschung, in welchem er den besten Nahrungsstoff für sich zu finden meinte. Eine bessere Zeit wurde ihm nach vielen verschuldeten und unverschuldeten Leiden erst zu Rheinsberg in dem dortigen, für ihn umgebauten Schlosse, das durch seine Inschrift: Friderico tranquillitatem colenti (Friedrichs stiller Ruh geweiht) den damals sich herausbildenden philosophischen Charakter seines Bewohners bekundete. Hier war es, wo er sich mit Freiheit

und nach eigenem Geschmack einen Kreis von geistvollen Männern zu seinem nähern Umgang schuf, und diesem, so wie seiner Lectüre und dem stillen Nachdenken seine ganze Zeit widmete. Dies ist die zweite Periode seiner Erziehung. Die erste, ganz verfehlte, spartanische war ihm aufgedrungen, die zweite attische gab er sich selbst. Aus jener brachte er nichts mit als einige dürftige Elemente aus den historischen nnd mathematischen Wissenschaften, einen ganz oberflächlichen Begriff von Philosophie und eine ungrammatische Sprachbildung im Französischen, und besonders im Deutschen; dagegen eine starke Abneigung gegen die zwangvollen Beschäftigungen seines Knabenalters und einen Widerwillen gegen die vorgeschriebene Methode seiner religiösen Bildung, den er zwar nicht auf die Lehrer seiner Jugend übertrug, der aber doch auf seinen religiösen Sinn verderblichen Einfluß hatte. In der zweiten Bildungsperiode lernte er talentvolle Männer kennen, die ihn an Einsicht, Erfahruug und Wissen weit überflügelten, und die ihm daher Achtung nicht nur vor ihrer Persönlichkeit, sondern auch vor Wissenschaft und Kunst einflößten. Dahin gehörten: der Oberst Dietrich Freiherr von Kayserlingk (von ihm scherzweise Cesarion genannt), Karl Stephan Jordan, ehemaliger französischer Prediger in Prenzlan, von Friedrich wahrhaft zärtlich geliebt, der ehemalige sächsische Premier-Minister Graf v. Manteuffel, ein Anhänger der Wolfschen Philosophie und mehrere Baukünstler, Maler und Tonsetzer (Graun und Benda), so wie einige geistreiche Offiziere. Wenn indessen auch wissenschaftliche Unterhaltung und Uebung in den Künsten die Hauptsache seiner Beschäftigung war, so liebte der Prinz doch auch die Freuden des Mahles, die er gern mit seinem hervorstechenden Witz, dem ein starker Anflug von Satire beigemischt war, zu beleben

suchte. Daher verschmähte er auch nicht solche Gesellschafter, die ihm zum Stichblatt dienen konnten, wie z. B. Grumbkow und Pöllnitz, von welchem letztern er selbst sagte: „divertissant beim Essen, hernach einsperren.“ Auch fehlte es dem Zirkel nicht an Besuchern aus der Fremde, die Friedrich kennen zu lernen wünschten, und die ihm immer willkommen waren, welches Standes sie auch sein mochten, sobald sie nur Herz und Kopf mitbrachten. Dahin gehören z. B. der Lord Baltimore und der Italiäner Algarotti. Die ganze Lebensweise des Prinzen hatte hier einen wahrhaft attischen Charakter.

Vor Allem lag ihm an seiner Fortbildung durch Lectüre, theils weil er in dem neuen Kreise seines Umgangs die großen Lücken seines Wissens sehr lebhaft fühlte, theils weil seine hohen Anlagen immer reichere und stärkere Nahrung foderten. Er las daher viel und mancherlei, wie er selbst in den Briefen an seine literarischen Freunde mehrfach äußert, namentlich an den damaligen chursächsischen Gesandten am Preuß. Hofe, v. Suhm, der ihm Wolf's Metaphysik ins Französische übersetzt, und Liebe für speculative Philosophie eingeflößt hatte. Nur fehlte ihm der Freund, der seine Studien planmäßig leitete, daher er auch in seinen Lieblingswissenschaften, der Philosophie und Geschichte, nur gelegentliche Fragmente einsammelte, die er dann in seinem Freundes-Kreise zur Discussion brachte. Rollin, Wolf und besonders Bayle, dessen Dialektik er sehr hochschätzte und aus dem er die Objecte der Philosophie und die Meinungen der Philosophen kennen lernte, waren ihm drei wichtige Quellen für seine geschichtlichen, philosophischen und literarischen Beschäftigungen. Seine Sprachbildung beschränkte sich auf das Französische*), und erhielt Nahrung theils durch

*) Das Lateinische war von seinem Vater streng verpönt, daher

einen fleißigen Briefwechsel mit französischen Gelehrten, z. B. Rollin, Fontenelle, Maupertuis, Gresset und besonders Voltaire, theils dadurch, daß er diese Sprache fast ausschließlich zu seiner Umgangssprache machte, theils endlich durch eine wirklich eifrige und anstrengende Lectüre, wozu er besonders die Dichtungen der Alten in Uebersetzungen, und der Franzosen wählte. An der Spitze der letztern stand ihm Voltaire, dessen Henriade er so liebte, daß er sie auswendig wußte, sie in Kupfer stechen lassen wollte, ja sie weit über Homer, Virgil und Tasso erhob. Die Verehrung für diesen Mann, wenn gleich sie späterhin manche Unterbrechung des Zorns erdulden mußte, war fast abgöttisch und nicht selten durch die sinnigsten Opfer ausgedruckt. „Im Heidenthum", schreibt er an ihn i. J. 1739 (den 20. Januar) brachte man den Göttern die Erstlinge der Ernte und der Weinlese; dem Gotte Jakobs widmete man die Erstgeborenen unter dem Volke Israel; in der römischen Kirche gelobt man den Schutzheiligen nicht bloß die Erstlinge, nicht bloß die jüngern Söhne, sondern ganze Königreiche, wie das der heilige Ludwig beweist, der dem seinigen, zum Besten der Jungfrau Maria, entsagte. Ich für mein Theil habe keine Erstlinge der Ernte, keine Kinder und kein Königreich zu geloben; aber ich weihe Ihnen die Erstlinge meiner Dichtkunst aus dem Jahre 1739. Wäre ich ein Heide, so riefe ich Sie unter dem Namen Apollo an; wäre ich ein Jude, so hätte ich Sie vielleicht mit dem Königlichen Propheten und seinem Sohne verwechselt; und wäre ich ein Papist, so hätte ich Sie zu meinem Schutzheiligen und zu meinem Beichtvater gemacht: aber da ich nichts von dem Allen bin, so begnüge ich mich

er nur gelegentlich einige Redensarten kennen lernte, die er oft fehlerhaft anwandte.

damit, daß ich Sie als einen Philosophen bewundere, als einen Dichter liebe und als einen Freund verehre." Dergleichen Lobpreisungen stehen in einer Menge von Briefen aller folgenden Zeiten, und Voltaire unterließ denn auch nicht, sie zu erwiedern.

Wenn nun seinen philosophischen und ästhetischen Beschäftigungen eine sichere positive Grundlage fehlte, die sie bei der angewandten Methode seiner Studien nicht haben konnten: so war es sehr natürlich, daß sich eine höchst unsichre und zweifelhafte Erkenntniß in ihm entbinden mußte, die in seinem nach Wahrheit strebenden Geiste metaphysische Kämpfe hervorbrachte, in denen sein Glaube wechselweise bald erlag, bald siegte. Diese Kämpfe erneuerten sich von Zeit zu Zeit, und gingen mit ihm hinüber in seine Regierungsjahre, wo sie alle Autorität vernichteten, und in ihm einen stehenden Skeptizismus erzeugten, an dem der mündliche und schriftliche Umgang mit Voltaire, d'Alembert, d'Argens ꝛc. den nähern und größern, und die aus den Alten geschöpfte Weisheit des Epikur und der Stoa den entfernteren Antheil hatten.

So sehr diese Erfolge zu bedauern sind, so zeugen sie doch von dem rastlosen Streben eines sich aufschwingenden Geistes, der nach Wahrheit suchend seine ganze Kraft aufbietet. Und wie viel Verirrungen mancherlei Art er auch auf diesen Wegen entgegen geht: wir sehen ihn doch von den Schlacken des Aberglaubens seiner Zeit geläutert, von großen Ideen über die verschiedensten Gegenstände der Politik, Moral, Naturkunde, Geschichte, des öffentlichen und Privatlebens, der antiken und modernen Sitten vielfach befruchtet, und zu eignen Reflexionen und Urtheilen hingeführt, die immer selbständiger und kühner hervortraten, selbst gegen diejenigen, die er bis dahin als seine Lehrer betrachtet hatte. Es gab kaum

eine Wissenschaft, aus der er nicht Blüthen gesammelt und Früchte gebrochen hätte, kaum eine Seelenkraft in ihm, die an diesen verschiedenen Objecten nicht erstarkt und zur Hervorbringung neuer Sprößlinge angetrieben worden wäre.

Da er der Zeit immer näher rückte, wo er den Königsthron besteigen sollte, so bildeten sich in seinem hellsehenden Verstande auch die Regierungs-Maximen seines künftigen Herrscherlebens. Veranlassung dazu gab ihm die Lectüre des Nicolo Macchiavelli*). Dieser Mann hatte hohe Bedeutsamkeit dadurch gewonnen, daß er sich in einer schön geschriebenen Schrift, il Principe (Venedig 1515. 4.), die er dem Lorenzo dei Medici widmete, als Vertheidiger der Zwingherrschaft hingestellt, und mit systematischer Consequenz gezeigt hatte, wie der Despotismus für alle Zeiten gewaltsam zu begründen sei. Dies politische System, gewöhnlich Macchiavellismus genannt, galt Vielen als Ernst, obwohl des Verf. Abhandlungen über den Livius, in welchen er sich als Bewunderer alt-republikanischer Freiheit zeigt, genügend beweisen, daß sein Werk nur dem Buchstaben und dem Wortsinn nach eine Schutzrede für den Despotismus, die wahre Tendenz desselben aber keine andere gewesen sei, als ein in allen Theilen durchgeführtes Bild von der in und außer Italien herrschenden abscheulichen Politik seiner Zeit hinzustellen. Friedrich aber nahm diese Grundsätze mit den Meisten seines Zeitalters für Ernst, wozu Bayle besonders beitrug, und so schrieb er während seines Aufenthalts in Rheinsberg 1739 seinen Antimachiavel**),

*) Ein Florentiner, der von 1469 bis 1527 lebte, als Staatssecretair und als Gesandter am päpstlichen und französischen Hofe, und als Historiker und Lustspieldichter große Talente entwickelte.

**) Antimachiavel ou examen du prince de Marchiavel. Haag 1740. 8.

der, mit dem Antritt seiner Regierung gedruckt, und bald in alle Sprachen übersetzt, vielleicht den platonischen Ausspruch erproben sollte, daß die Völker dann erst glücklich sein würden, wenn die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen wären. Mit diesem Glaubensbekenntniß über Fürstenpflicht, Staatsverfassung und Völkerwohl begann der Kronprinz, noch ehe er sich auf seiner Helden- und Regentenbahn zeigen konnte, in seinen Grundsätzen und Gesinnungen öffentlich dem Marc Aurel zur Seite zu treten. Derselbe liberale Geist ist ihm auch als König geblieben, denn 40 Jahre nachher spricht er dieselben Grundsätze aus in einer ähnlichen staatswirthschaftlichen Schrift*), in welcher er sich sogar le premier serviteur de l'état nennt, ein Ausspruch, welcher das ganze glänzende Leben Ludwigs XIV. aufwiegt, der mit despotischem Stolz von sich sagte: l'état c'est moi.

So trat Friedrichs Geist in enge Harmonie mit dem von Frankreich ausgehenden, auf Deutschland herüber dämmernden Zeitgeist der Denkfreiheit; so wurde er ein Vorbild für die ersten Dynastien Europa's, ein leuchtender Stern für das gesammte Deutschland, ein Reformator der Preuß. Staaten, eine neue Aera für die literarische Welt, die in dem schriftstellerischen Königssohn den Brennpunkt ihres eignen Lichts zu finden meinte.

Deutsch übersetzt mit Anmerkungen von Ludwig v. Heß. Hamburg 1766. 8.

*) Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains.

3. Friedrichs, des Königs, leitendes Regierungsprinzip.

Mit dem Todestage Friedrich Wilhelms (31. Mai 1740) bestieg der Kronprinz als Friedrich II. den Thron seines Vaters. Die große Aufgabe, welche der Selbstherrscher jetzt zu lösen hatte, konnte nach dem Gesagten keine andere sein als: Entwickelung aller selbständigen Kräfte seines Volks nach seiner ausgebildeten subjectiven Ansicht. Dies war das leitende Grundprincip aller seiner öffentlichen Handlungen und dem gemäß wählte er selbst alle die Mittel die ihm geeignet schienen, seinen Staat auf Intelligenz zu gründen und aus seinen Deutschen ein neues Volk zu schaffen. Die Geschichte hat leider nur zu selten Gelegenheit gehabt, die Vortrefflichkeit dieses Princips zu bestätigen, da es zu allen Zeiten nur wenige so reich begabte Geister gegeben, die sich zu einer solchen Selbständigkeit zu erheben im Stande waren. Aber sie hat vielfach gelehrt, daß diejenigen Völker am glücklichsten waren, deren Herrscher sich diesem Princip näherten und es theilweise in ihre Regierungsangelegenheiten übergehen ließen, diejenigen aber am unglücklichsten, die ein Spielball ihrer Höflinge und Maitressen wurden. Doch ist auch das Vortreffliche nicht ohne üble Beimischung. Ein Grundsatz dieser Art, in seiner ganzen Strenge durch ein langes Regierungsleben und in allen Zweigen der Thätigkeit unabänderlich festgehalten, verschmäht nur zu leicht die guten Einflüsse der Klugheit und Erfahrung Anderer, und verleitet den, der ihn auch da durchführen will, wo er einer Mäßigung und Abänderung bedürfte, zu Fehlgriffen, denen er doch

nach

nach seiner besten Absicht entgehen wollte. Es gehört daher ein in allen Punkten vollkommenes Ideal eines Königs dazu, — das in der Wirklichkeit doch nicht da ist — die Selbständigkeit vor Ueberschätzung ihrer Kraft zu bewahren und in allen einzelnen Fällen das Rechte und Wahre zu treffen. So konnte denn auch Friedrich II., in der Anwendung des Prinzips nicht allen Fehlgriffen und Irrungen entgehen, um so weniger, als seine Geisteskräfte weit über sein positives Wissen hinausragten, und er daher in nicht wenigen Fällen durch bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse in seinem Glauben und Thun sich zu bestimmen genöthigt war. Glücklicher Weise aber hatte ihm die Natur zu den vielen Gaben auch einen Tact verliehen, der unter mancherlei Möglichkeiten gewöhnlich das Richtige herausfand, das, von seinen Zeitgenossen oft verkannt, in einer spätern Zeit als bewährt sich herausstellte, da auch die scheinbare Unregelmäßigkeit seines Systems als ein nothwendiger Theil desselben sich durch den Erfolg rechtfertigte.

4. Zustand deutscher und preußischer National-Cultur.

Als Friedrich den Thron bestieg, hatte Deutschland in allen Zweigen des großen wissenschaftlichen Gebiets schon viele wackere Männer aufzuweisen, von denen ein nicht unbedeutender Theil in den Staaten des Königs lebte. Einige standen schon in ihrer Blüthe, die Meisten entwickelten sich eben.

Verweilen wir, nach dem Zweck dieser Schrift und nach der Eigenthümlichkeit Friedrichs, hier nur bei den redenden Künsten, in denen das 18te Jahrhundert ohnehin den schönsten Theil seiner Geistescultur erblickt.

Den poetischen Reigen eröffnet der gedankenreiche sprachgewandte Haller (1708—1777), von dem Ew. Chr. v. Kleist sagt, er habe die Pfeiler des Himmels, die Alpen, zu seinen Ehrensäulen gemacht; ihm schließt sich gleichzeitig an Hagedorn (1708—1754), der erste deutsche Sänger geselliger Freude, zugleich fruchtbarer Fabeldichter; Uz (1720—1796) Meister in der Lehrode, beseelt vom horazischen Geist, gehoben durch deutsche Gesinnung, dem nach Herder die bekränzte griechische Leyer gebührt mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes; Ramler (1725—1798), dieser horazische Geist, der, das Urbild deutscher Lyrik, in den wohllautendsten Rhythmen und im höchsten lyrischen Flug die Thaten Friedrichs zu besingen und nur durch ihn begeistert zu werden nie aufhörte; Klopstock (1724—1803), Originaldichter in Lyrik und Epik, von den Flammen der Gottes-, Vaterlands- und Freundesliebe erwärmt und zur Unsterblichkeit erhoben. Wer auch nur

oberflächlich mit der Literatur der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts bekannt ist, wird den genannten Dichtern noch eine große Zahl anderer namhafter Männer in den verschiedenen Gattungen der Poesie anzureihen wissen, die, wie Gellert, Rabener, Ew. Christ. v. Kleist, Gleim, Geßner, Lessing, Bürger und besonders Wieland ꝛc. zu den ersten Größen ihrer Zeit gehörten, und theilweise auch durch spätere Heroen des 19ten Jahrhunderts wie Goethe und Schiller ꝛc. aus den gebildeten Kreisen deutscher Leser nicht verdrängt werden konnten.

Die Prosa begann später sich zu bilden. Erst Lessing (1729—1781), auf der Bühne und in der Kritik ein noch unübertroffener Originalgeist, talentvoll und reich an klassischer und philosophischer Bildung, gab den Ton zu einer gedankenreichen, präcisen und geschmackvollen Schreibart. Ihm eiferten darin seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts nach die humoristischen Schriftsteller Thümmel, Hippel, Hamann und Claudius, Musäus, Lichtenberg und Knigge; in der geschichtlichen Prosa: Winkelmann (Schöpfer der Kunstgeschichte), Möser, Schlözer, Sturz; in der didaktischen und philosophischen: Abbt, Sulzer, Hirzel, Moses Mendelssohn, Garve, Engel, Eberhard, v. Möser, Iselin, Zimmermann, und in der oratorischen: Sack, Jerusalem, Spalding und Lavater. Ueber viele andere glänzende Geister damaliger Zeit ragte glorreich hinaus der vielseitige Herder, der, ein Universalgeist, dem Guten und Schönen in allen Gebieten angehörte.

Wer möchte nach diesen Lichtpunkten nicht glauben wollen, daß in Deutschland, und namentlich in den an Preußen gränzenden Staaten, aus denen die meisten der genannten Genien hervorblickten, eine hohe intellectuelle und ästhetische Cultur geherrscht haben müsse! Wirklich

ist es etwas sehr Gewöhnliches, von der Güte der Schriftsteller, Dichter, Künstler eines Landes eine Folgerung auf die Nation selbst zu machen, und den Bildungsgrad derselben nach jenen zu bestimmen. Und doch ist man hier von einem Irrthum befangen, denn der Literatur und Kunst gehört nur der allerkleinste Theil eines Volks an; sie sind oft nur eine Art Monopol, dessen Vertrieb nur auf Schule und Geistlichkeit sich beschränkt und werden um so weniger die verschiedenen Stände desselben durchdringen und in ihr Interesse ziehen können, je größer der Mangel an staatlichen Maaßregeln und Einrichtungen ist, welche das Volk über Gegenstände der Cultur belehren. Auch trägt die Gelehrten- und Schriftstellerwelt, in so fern sie nur der strengen Gelehrsamkeit, also der Wissenschaft und deren Erweiterung angehört, oder nur ihren eigenen Ruhm, nicht die bildende Einwirkung auf die Belebnng geistiger Volkskräfte in's Auge faßt, zur eigentlichen Nationalbildung nur sehr wenig bei. Daraus erklärt sich die in der Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß selbst in den Großstädten, Residenzen und Universitäten die höchste Intelligenz und die brutalste Unwissenheit sich in allen Ständen zusammentreffen, eben so wie die edelste hochherzigste Gesinnung mit der abscheulichsten sittlichen Verworfenheit.

Es gibt also bei diesen schneidenden Contrasten neben jenen Lichtpunkten auch eine starke Schattenseite, die sich zu dem Lichte verhält, wie der Schatten eines Körpers zu dem Körper selbst bei der aufgehenden Sonne.

So war es damals in Deutschland und in Preußen: Aberglaube, Bigoterie, Intoleranz, Unwissenheit, Geschmacklosigkeit, Verachtung aller Intelligenz, gingen Hand in Hand mit leidenschaftlicher Rohheit der Sitte, Plumpheit und Ungeschick in allen Lebensverhältnissen. Damit konnten allerdings die ererbten Nationaltugenden der Treue, Redlich-

keit, Keuschheit und Frömmigkeit sehr wohl bestehen, besonders, wenn man bei ihnen die Reinheit der Motive weniger beachtet als die äußere Erscheinung; aber so schätzbar diese Tugenden sind, so wenig reichen sie zu, ein Volk in seiner häuslichen, kirchlichen und bürgerlichen Verfassung zur Vernunftcultur zu erheben, die Prefectibilität des Geistes zu fördern, und dem innern und äußern Wohlsein, das nicht bloß auf Herkommen und Gewohnheit begründet sein will, längere Dauer zu sichern. Der gewerbtreibende Bürger wie der ackerbauende Landmann, der niedere Beamte im Dienst des Staats, selbst der höher gestellte Geschäftsmann im Civilposten und der Offizier in seinem Regiment wußten gar nicht, wie sie ihre Mußestunden zu anderen Genüssen hätten anwenden können als zu Spiel und Völlerei, oder bei Taschenspielern und Gauklern, oder zu langweiligem, leerem Geschwätz in den Assembleen und Coterien der Gevatterschaften. Zugängliche Bibliotheken und Kunstwerke, die Verstand und Gemüth beschäftigen, Aug' und Ohr für ein Geschmacksurtheil heranbilden; populäre Vorlesungen und gesellige Vereine zur Mittheilung nützlicher Kenntnisse oder zu einem Kopf und Sitte bildenden Umgang; Zeitungen und fliegende Blätter, die von politischen und literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes Nachrichten geben, oder gemeinnützige Angelegenheiten besprechen, geographisch-historische Blicke in die Menschenwelt thun lassen, oder anregende Entdeckungen, Erfindungen und neue Ideen zur Kunde bringen: kurz Alles, was zur Cultur der Intelligenz, der Empfindung, des Geschmacks, der guten Sitte und der Anmuth des Lebens führt, war entweder gar nicht vorhanden, oder so gering und armselig, daß seine Existenz eher böse als gute Wirkung erzeugte.

Bleiben wir hier nur einige Augenblicke bei derjenigen

Kunst stehen, die am geeignetsten ist, den Volksgeschmack zu verfeinern und die Sprache zu veredeln, — nämlich der Schauspielkunst: so zeigen die deutschen Opern, wie sie noch zehn Jahre vor Friedrichs Thronbesteigung vor dem Hof und dem Publikum Berlins gespielt wurden, welch' einen poetischen Unsinn Dichter und Schauspieler der Oeffentlichkeit darbieten konnten. In einem musikalischen Zwischenspiel Argippo hält die Zanaide mit ihrem Vater Tisiforo folgende Unterredung:

Tisiforo. Wie so? entdecke — —
Zanaide. Vater, laß mich gehn.
Tis. Wohin?
Zan. Zum Sterben.
Tis. Warum das?
Zan. Die Ehre — —
Tis. Fahre fort
Zan. Ist — —
Tis. Was? was?
Zan. So da macht — —
Tis. Was denn? (o mein verwirrter Sinn!)
Zan. Daß ich verzweifelt bin.

Und nun singt Zanaide folgende herzbrechende Arie:

Straft nicht bald des Donners Knallen
Meinen Schimpf mit Blitz und Glut:
So soll der Boshafte fallen,
Als ein Opfer meiner Wuth.
Aber nein — —
Sollt ich seine Braut nicht sein?
Ich verzeih Dir, kehre wieder,
Senkt indeß ihr Augenlieder,
Senkt in bittre Thränen ein
Der verrathnen Liebe Pein.

Diesen Unsinn fanden die Berliner schön und sangen ihn

nach; ja es entstanden aus dergleichen Opern gewisse Volksgesänge, zu welchen unter andern der Chor aus der Oper Lukrezia gehört, in welchem diese Heldin weiblicher Keuschheit mit ihren Mädchen beim Spinnrocken singt:

Spinnt ihr Mädchen, spinnt ach spinnt,
Denn die Zeit vergeht geschwind,

und dieser interessante Gesang hat sich lange Zeit in beliebtem Andenken erhalten*).

Auch für denjenigen Theil des deutschen Publikums, der höheren Sinn für Fortbildung hatte, und seine Mußezeit würdiger, lehrreicher und unterhaltender anzuwenden wünschte, war es schwierig die Mittel zu finden. Den Kern freisinniger Ideen über Religion und Staat fraß vorweg der Bücher-Censor und ließ dem Leser die Hülsen. Mit eiserner Starrheit hielten die Leiter und Beherrscher der Geisterwelt an den hergebrachten Meinungen und Lehrformen; philosophische Urtheile und Wahrheiten mußten erst durch die Feuerprobe der Theologen gehn, ehe sie an's Licht treten konnten; die Religion bestand in auswendig gelernten trockenen altgläubigen Katechismusformeln, denn das höchste Gesetz für den Glauben lag in dem unveränderlichen Festhalten der Augsburgschen Confession und Concordien-Formel; die Vernunft war ein Wolf, der das Lamm des Glaubens erwürgte, der denkende Verstand die Schlange im Paradiese, der die Unschuld verführte; ja selbst die schuldlose Freude am gesellschaftlichen Gesang war verpönt, und Sänger wie Hagedorn und Gleim wurden für ein frohes Lied mit priesterlichem Hasse verfolgt. Ueberall galt noch der Grundsatz: je dummer das Volk, desto gehorsamer; daher auch

*) S. König's Versuch einer histor. Schilderung der Residenzstadt Berlin. Vierter Theil zweiter Band. S. 243—244. Berlin 1796.

ein angesehener Theolog, ohne großes Aufsehen zu erregen, in einer kleinen Schrift beweisen konnte, daß es gut sei, wenn der Bauer nicht schreiben lerne. Der Kastengeist drückte alle menschliche Freiheit nieder; der Adel allein galt für edel; der pedantische Gelehrte stand mit gekrümmtem Rücken im Winkel; der Bürger, von den Großen und Höflingen verachtet, rächte sich dafür an dem halbthierischen Bauer. Die Persönlichkeit galt nichts, denn von den menschlichen Urrechten wußten höchstens die philosophischen Compendien, und die Nationalität hatte in einem verworrenen Sprachgemengsel alle Farbe verloren.

Der Leser wird nicht geneigt sein, diese allgemeine Schilderung in's Spezielle getrieben zu sehen, obwohl sich ein reicher Stoff dazu darbieten würde; doch wird es nöthig sein, ihn daran zu erinnern, daß Friedrich Wilhelm I. wirklich eine Abneigung gegen die Cultur der Wissenschaften hatte, die er der Religion und dem Wohle des Staats für nachtheilig hielt, daher er auch die wissenschaftliche Belehrung bei der Erziehung seiner Kinder zu verhindern suchte, ja daß er sie bei allen Gelegenheiten dem Spott Preis gab, worin ihm der Fürst Leopold von Anhalt Dessau, ein bloßer Soldat, treulichen Beistand leistete. Aus dieser Verachtung der Gelehrsamkeit entsprangen in Preußens Culturwelt merkwürdige Erscheinungen, die auf die subjectiven Ansichten unsers großen Königs, schon als er noch Kronprinz war, einen so widerwärtigen Eindruck machten, daß es eine seiner ersten Regierungssorgen war, das unter seinem Vater Versäumte und Verfehlte wieder gut zu machen.

Das erste, woran wir hier erinnern müssen, ist die Vertreibung des hallischen Philosophen Christian Freiherrn v. Wolf (1679—1754), der unter den Deutschen das erste philosophische System, das Leibnitz

(1646—1716) begründet hatte, hinstellte, solches mit allen Wissenschaften in Verbindung setzte und die deutsche Sprache für die Bezeichnung philosophischer Begriffe zu befähigen suchte, so daß man von ihm sagen kann, er habe die Philosophie zu einer wirklich deutschen und heimischen Wissenschaft gemacht*). Dieser Denker wurde von seinen pietistischen Gegnern in Halle, namentlich von dem Professor der Theologie Lange, des Atheismus, verdächtiget, und wegen seines Lehrsatzes vom Determinismus als ein höchst gefährlicher Mensch für Staat und Kirche bei dem König verschwärzt. Da diesem nun noch von zwei Generalen (v. Natzmer und v. Löben**) be-

*) Wolf's zahlreiche Schriften sind theils lateinisch, theils deutsch (letztere nehmen allein 23 starke Quartbände ein). Man ist allgemein darin einig, daß seine deutsche Schreibart bestimmter und klarer sei als seine lateinische, und gerade diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß er mehr Schüler und Leser fand als sein großer Vorgänger Leibnitz, der Lateinisch und Französisch philosophirt hatte. Für uns bedarf es keiner Untersuchung mehr, welche Sprache für die Verbreitung und Fortbildung der philosophischen Wissenschaften in Deutschland wirksamer sei, da die Literatur seit Wolf und Thomasius diese Frage zum Vortheil des Deutschen längst entschieden hat. Die Römer haben sich nicht, wie die Deutschen, an die Uebersetzung eines Plato und Aristoteles gemacht, ungeachtet sie durch ihre Eroberungen in Griechenland mit den Philosophen, deren Schulen und Lehrsätzen genau bekannt wurden, und die akademische und epikurische Schule viele Anhänger in Rom fand. Der Grund liegt in der Sprache, die der historischen Schreibart durchaus günstig, für die höheren Abstractionen der speculativen Philosophie wohl schwerlich den Ausdruck finden würde, der zur Uebertragung unserer philos. Lehrbücher nöthig ist. In dieser Beziehung könnte das Lateinschreiben und Sprechen auf Schulen, wie Neumann in neuster Zeit verlangt, wohl entbehrt werden; aber daß die lat. Sprache ohne alle Schreibübungen mit grammatischer Gründlichkeit erlernt werden könne, ist eine Chimäre. Auch möchte es wohl wünschenswerth sein, daß denjenigen theologischen Schriften, die mehr zerstörend als aufbauend, wie Reimarus' Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten und Strauß' Leben Jesu, zunächst nur für Fachgelehrte bestimmt sind, der Zugang der bloß neugierigen Laien durch die lat. Form etwas erschwert würde.

**) S. Büsching's Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Männer Th. I. S. 8.

wiesen wurde, daß nach Wolfs Meinung ein potsdamscher Grenadier nicht zu bestrafen sei, wenn er seinen Eid brechend über die Gränze ginge, indem von Ewigkeit her schon bestimmt sei, daß er solches nothwendig thun müsse: so wurde der Monarch so aufgebracht, daß er 1723 den Befehl gab, den Wolf als einen Irrlehrer seines Amtes zu entsetzen, und ihm bei Strafe des Stranges zu befehlen, binnen 24 Stunden Halle, und in 48 Stunden die Preuß. Staaten zu räumen; Druck und Verkauf seiner Schriften aber wurde durch eine Königl. Verordnung vom 22sten Juli bei lebenslänglicher Karrenstrafe untersagt.

Auch die Akademie der Wissenschaften und die Universitäten des Landes hätte Friedrich Wilhelm gern aufgehoben, weil sie ihm ganz überflüssig schienen; aber bei jener wandte man ihm ein, daß sie zur Bildung der Wundärzte der Armee diene (!) und bei dieser fürchtete er, es würde dem Lande dann an tüchtigen Theologen fehlen. Doch dies hinderte ihn nicht, die Universitätslehrer jeder verächtlichen Behandlung auszusetzen. Ein merkwürdiges Beispiel davon gibt die Demüthigung der damaligen Universität Frankfurt a. d. O. Der Hofnarr Sal. Jak. Morgenstern war zum Titular-Vicekanzler aller Preuß. Universitäten ernannt worden und hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Vernünftige Gedanken von der Narrheit und Narren. Frankfurt a. d. O. 1737. 8. Ueber diese Schrift mußte auf Befehl des Königs und in seiner Gegenwart eine förmliche Disputation in deutscher Sprache zu Frankfurt gehalten werden, wobei Morgenstern Respondent war. Die Professoren, die keine Lust bezeigt, einer so schimpflichen Handlung beizuwohnen, wurden durch Unteroffiziere zusammengetrieben. Auf erhaltenen Befehl behauptete Morgenstern, daß die alten Schriftsteller bloß Saalbader

und Narren gewesen wären, und die Professoren Fleischer und Roloff waren genöthigt den Gegenbeweis zu führen. — Solche Thatsachen ereigneten sich und solche Beschimpfung ließen sich die Gelehrten gefallen zu einer Zeit, wo Frankreich in seinen Philosophen und Schöngeistern seine höchsten Triumphe feierte und ganz Europa mit Entzücken den Bestrebungen für Bildung sich zuwandte, die Peter der Große in Rußland zu begründen suchte. Wie nothwendig also that unserm Vaterlande, das unter seinen Nachbaren eine hoch aufstrebende Cultur der Wissenschaft und Kunst, in sich selbst aber einen Verächter derselben erblickte, ein revolutionärer Geist, dem mit seiner Naturkraft zugleich die Macht gegeben war, eine schlechte Objectivität zu vernichten, und aus seinem reichen Gehalt eine neue Schöpfung hervorgehen zu lassen.

5. Einfluß der Subjectivität Friedrichs auf die National-Cultur.

Der wohlthätige Einfluß, den ein durch äußere und innere Würde hochgestellter Mann im Staate auf seine nächsten Umgebungen und auf den ganzen Kreis seines Wirkens hat, entspringt nicht bloß aus seinen Anordnungen und Einrichtungen, obwohl von diesen das Meiste abhängig ist, sondern aus seiner ganzen moralischen Persönlichkeit, die oft schon der bloß sinnlichen Wahrnehmung freiwillige Achtung und Ehrfurcht abgewinnen kann. Friedrich II. hatte eine solche Persönlichkeit. Seine körperliche Größe und Gestalt bot zwar nur das Gewöhnliche dar; aber aus seinen Adleraugen sprach der geistvolle, scharf sehende und prüfende Herrscherblick, aus den ernsten Zügen seines Gesichts der feste und unerschütterliche Charakter, aus der ganzen Haltung seines Wesens das Selbstbewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er konnte daher auch der Aufhülfe königlicher Würde durch kostbare Kleidung und Schmuck leicht entbehreu, wenn gleich er in der Verachtung dieser äußern Güter für seine Person zu weit ging*). Wer ihn sah, hatte den imponirendsten

*) Seine hinterlassene Garderobe enthielt alte und schlechte Wäsche, so wie geflickte Kleider. Ein Jude gab für das Ganze 400 Thlr., welche unter die Kammerdiener des Königs vertheilt wurden. Dies erzählt Büsching in seinem Charakter Friedrichs des zweiten (S. 16), und fügt das Verzeichniß der Garderobe bei. Zugleich berichtet er S. 17: „weil alle Hemden des Königs zerrissen waren, so konnte ihm keines davon angezogen werden; man konnte sich aber nicht die Zeit nehmen, ein neues machen zu lassen (?!), und also gab der jetzige geheime Kriegsrath (Kammerhusar) Schöning eines von seinen noch nicht gebrauchten Hemden her, mit welchen ihn seine Braut einst beschenkt hatte, und in diesem ist der Leichnam des Königs begraben worden. Ich habe diesen mir glaubwürdig erzählten Umstand für wahr befunden, als ich ihn scharf untersuchte.“

Anblick, der auch den Kühnsten in einer gewissen Entfernung und in stummer Ehrerbietung erhielt. Diese Wirkung haben selbst noch die zahllosen Bildnisse von ihm, die alle mehr oder weniger die Hauptzüge des großen Mannes bewahren, wenn wir gleich zugeben müssen, daß dabei in jedem Beschauer die Idee von den Thaten Friedrichs mitwirkend ist. Seine Minister, Generale, Beamte und Diener waren daher in seiner Nähe wie von einer elektrischen Kraft berührt und fanden in der Art, wie, und in der Stimme, mit der er seine Befehle und Anordnungen gab, ein treibendes Motiv, seinen Willen eben so pünktlich als genau zu vollziehen. Für die aber, welche ihm entfernter standen, wirkten wieder die Erzählungen von der Majestät des Herrschers und unterstützten Alles, was unmittelbar von ihm ausging, in der Ausführung, selbst wenn man es tadeln mußte. Seine persönliche Autorität war schon hinreichend, die subjective Ansicht des Königs zu heiligen, und seinen Aussprüchen unbedingt zu huldigen.

Sehen wir nun aber auf seine Anordnungen, die er für Wissenschaft und allgemeine Volksbildung getroffen: so tritt überall der große Entschluß heraus, dasselbe Licht, welches in seinem Kopf war, auch unter seinem Volke anzuzünden, und dasjenige hervorzubringen, was man mit dem Namen Aufklärung belegt hat.

Aufklärung!!! Wenn wir bei diesem Worte die Menschen sich bald freuen, bald erschrecken, bald hoffen, bald fürchten, bald wünschen, bald verwünschen hören, so möchten wir schwanken, ob wir es dem Auge und Ohr eines großen Publikums unsrer Zeit noch darbieten sollen. Denn wo gibt es in unsrer Sprache noch einen Begriff, der im Jahrhundert der Aufklärung, wie Kant das 18te nennt, häufiger gebraucht und gemißbraucht, weniger verstanden und schädlicher angewendet, ganze Völker und

Staaten zu Irrthum und Thorheit wie zum Licht und zur Wahrheit hingeführt hätte — als diesen! Wenn schon ein Rousseau, als einer der gebildetsten und edelsten Geister, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer eignen Schrift*) zu beweisen suchte, daß Aufklärung eine Vergiftungsquelle aller Sittlichkeit sei, und daß der Mensch, wenn er wahrhaft glücklich werden wolle, in die Wälder zurückkehren müsse, um in dem ursprünglichen Stande der Einfalt und Unschuld zu leben: was dürfen wir von dem Schwarm pietistischer und mystischer Kleingeister und Obscuranten erwarten, die noch jetzt öffentlich und versteckt mit ihren Faseleien das Reich der Finsterniß bevölkern! Und doch können wir es hier nicht umgehen, den Schutzredner eines noch immer zweideutigen Begriffs zu machen, der in dem Leben und der Regierungsgeschichte Friedrichs von so großer Bedeutsamkeit ist. Die Analyse des Wortes führt uns in seiner buchstäblichen activen Bedeutung auf die Handlung des Klarmachers und Erhellens eines Gegenstandes, und in seiner passiven auf den Zustand des erhellten Gegenstandes selbst (der bestimmter durch Aufgeklärtheit bezeichnet werden sollte). Bei der daraus entsprungenen psychologischen Bedeutung denken wir an die Erhellung der Vorstellungen und Begriffe in dem Gesammtgebiet des menschlichen Denkens und Wissens überhaupt. Da dies aber unendlich groß ist, so bestimmen wir den Gegenstand der Aufklärung durch ein Prädicat, und sprechen daher von politischer, religiöser, moralischer

*) Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes. Amsterdam 1755. 8. und von Mendelssohn in's Deutsche übersetzt, Berlin, 1756. 8. Voltaire, als er diese Schrift gelesen, schrieb ihrem Verfasser: „ich habe durch Ihr Buch wohl Lust bekommen, auf allen Vieren zu gehen, bin aber schon zu alt dazu, und muß daher diese Natürlichkeit Andern überlassen, die deren würdiger sind als ich und Sie selbst."

und ästhetischer Aufklärung. Im Allgemeinen also würde der Zustand der Aufklärung (Aufgeklärtheit) ein Zustand des Klar- und Erhelltseins unsers höheren Erkenntnißvermögens überhaupt sein, im Gegensatze der Unklarheit, Dunkelheit und der Finsterniß; im Besondern aber der Zustand des Erhelltseins in einer bestimmten Art des Denkens und Erkennens, und zwar besonders des religiösen und sittlichen, im Gegensatze des Vorurtheils und Aberglaubens. Und in dieser engern Bedeutung wurde das Wort im 18ten Jahrhundert gewöhnlich genommen und wird es noch. Da man aber vom Denken das Handeln nicht trennen kann, indem beide sich verhalten wie Ursach und Wirkung: so gehört zur Aufklärung auch jede in's menschliche und bürgerliche Leben tretende Aeußerung des Gefühls für Recht und Menschenwürde, jede stärkere Hinneigung der bürgerlichen Verfassung zu einem höhern sittlichen Zustande, und jede veredelte Geselligkeit und verfeinerte Sitte. Und so hat es die Aufklärung also nicht mit der Intelligenz allein, sondern auch mit der Moralität und Civilisation des Menschen zu thun, daher wir den höchsten und letzten Zweck aller Aufklärung in der Achtung und Ausübung der Vernunftgesetze finden.

Hiernach würde es unbegreiflich sein, wie die Aufklärung der menschlichen Vernunft zu allen Zeiten ihre Widersacher gefunden, wenn wir nicht wüßten, daß alles menschlich Gute auch den Keim des Bösen in sich birgt, und daß auch das Heiligste dem Mißbrauch unterworfen ist. Wenn ein Mensch in seinem Stolz sich vermißt, in dem Reiche des Uebersinnlichen zu zerstören, was Millionen glauben, nicht darum, weil das Geglaubte erwiesen falsch ist, sondern weil seine Vernunft es nicht einsieht, der klärt nicht auf; er nimmt bloß, ohne etwas Besseres zu geben, und vertrocknet damit die Quelle, aus der diese Millionen

ihren Halt für das Leben, ihre Motive für das Handeln, ihren Trost im Unglück entnehmen. Solchen Mißbräuchen war die Sittenwelt zu allen Zeiten unterworfen, und auch das 18te Jahrhundert hat davon keine Ausnahme gemacht. Aber wer möchte wohl darum lieber dem Irrthum, der Unwissenheit und Rohheit hingegeben sein, oder unter dem Druck des religiösen Aberglaubens und der asiatischen Despotie schmachten und in der Finsterniß wandeln! Gerade das helle Licht, das die Aufklärung überall anzündet, wird auch die Thorheiten und Mißbräuche zu schwächen, zu mildern oder zu heben wissen, und eben darum ruft uns ja die Schrift zu: „wandelt im Lichte" und bezeichnet Christum als das Licht der Welt, dem wir nacheifern sollen, damit wir nicht Kinder der Finsterniß bleiben. Die wahre Aufklärung kennt die Gränzen der Vernunft und weiß recht wohl, daß Wissen und Glauben sich überall durchdringen und gegenseitig ergänzen müssen; wo jenes aufhört, beginnt dieses, wo beide fehlen, hört der Mensch auf ein Mensch zu sein*). Im Ungestüm seines Wissensdurstes die Schranken der Erkenntniß durchbrechen, heißt: gleich dem Jüngling den Schleier von dem Bilde der Isis reißen**), den zu heben nur der Gottheit erlaubt war; denn wer kühn nud schnell entscheiden will, muß freveln oder irren***).

Diese

*) Nicht alles, was Gott lehrt, soll hell,
Viel soll noch dunkel sein.
(Cramer's Melanchthon.)

**) S. Schiller das verschleierte Bild zu Sais.

***) Friedrich Ancillon, Theolog, philosophischer Schriftsteller und einsichtsvoller Staatsmann in Einer Person, erklärt sich in seinem Werke: „zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen, Thl. I. 1828. S. 92—94" über die Aufklärung so: „Die Aufklärung, die aus dem Lichte der Wissenschaften und Künste hervorgeht, besteht eigentlich, dem Begriffe nach, weniger in dem Gedeihen dieser oder jener Wissenschaft, als in der Fertigkeit selbständig zu denken und sich von allem dem, was man behauptet oder verwirft und verneint, genaue Rechenschaft zu geben.

Diese Aufklärung zu fördern und so zu leiten, daß sie ihre Richtung nicht verfehle, verstand Friedrich besser als irgend Einer seiner regierenden Zeitgenossen, und wenn es ihm nicht überall gelang das rechte Maß zu finden, da er das Gute oft ungeduldig erstrebte, so waren die Mittel, die er anwandte, doch wohl überlegt.

Sie setzt eine gewisse Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft voraus, welche macht, daß man nichts auf Treu und blinden Glauben oder auf Ansehen der Personen für wahr hält, sondern die Ueberzeugung vorangehen läßt, und diese Ueberzeugung durch Prüfung der Gründe und Gegengründe erzeugen will. Auf diesem Wege und auf diese Art bildet sich eine Gymnastik des Geistes, die denselben stählt und stärkt, gewandter und kräftiger macht. Diese Fertigkeit zum Selbstdenken erfordert vielleicht noch mehr Unabhängigkeit des Charakters als Schärfe des Erkenntnißvermögens, und wird von der ersten weit mehr als von der zweiten bedingt. In ihr findet das, was man vorzugsweise den philosophischen Geist nennt, seine Wurzel und seine Nahrung. Dieser Geist zeichnet sich durch das Bedürfniß und das Talent aus, die Begriffe zu zergliedern, die Gegenstände in ihre Bestandtheile aufzulösen und die Grundsätze zu beweisen. Gewiß hat er, wenn er seine Richtung nicht verfehlt und in den gehörigen Schranken gehalten wird, einen großen Werth, und es ist nicht zu läugnen, daß er (jetzt) öfter als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten vorgefunden wird. Allein auch er bietet eigene Gefahren, hat eigene Klippen zu befürchten, und kann leicht übertrieben, so wie überschätzt werden. Wenn man sich nicht begnügt, das Zusammengesetzte in unsern Vorstellungen in seine einfachen Elemente zu zersetzen, oder auf dieselben zurückzuführen; wenn man nicht einsieht, daß alle Vernunftschlüsse und eine jede Analyse sich am Ende an etwas knüpfen, was weder sich weiter beweisen noch ferner zergliedern läßt, sondern als Thatsache des innern oder des äußern Sinnes wahrgenommen und geglaubt wird, so kann der über seine natürlichen Grenzen getriebene philosophische Geist irre führen, Zweifelsucht und Unglauben erzeugen, und dem Menschen einen jeden Halt und festen Stützpunkt entziehen."

---

6. Mittel, die Friedrich zur Aufklärung seines Volks anwandte.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Aufklärung mit Gelehrsamkeit nicht verwechselt werden darf. Beide können allerdings recht gut mit einander bestehen; dies beweist die Geschichte der Literatur von Plato, Aristoteles, Luther, Leibnitz, Wolf, Kant ꝛc. und sehr vielen Philosophen und Theologen der neuern Zeit. Durch die Reformation Luthers wurde die Gelehrsamkeit, die bis dahin fast ausschließliches Eigenthum der Geistlichen gewesen war, Gemeingut, und nun erst faßte auch die Aufklärung festere Wurzel, und zog ihre fortgesetzte Nahrung aus dem erweiterten und immer mehr sich verbreitenden Studium der Wissenschaft. Dennoch sind Gelehrsamkeit und Aufklärung nicht immer vereinigt. Gelehrsamkeit nämlich hat nach dem Begriff, den wir damit verbinden, mehr mit dem positiven Wissen, Aufklärung mehr mit der Idee zu thun. Jene begreift eine umfassende, gründliche, deutliche und zusammenhangende Sprach- und wissenschaftliche Kenntniß (Scientia) in sich, die allein auf dem Wege methodischer Studien erworben werden kann; diese beschäftigt sich mit der Ausbildung der allgemeinen Vernunftkräfte als Sache der Erkenntniß (Cognitio) und der ihr entsprechenden sittlichen Denk- und Handelsweise. Beide sind nie allgemein; jene braucht es nicht zu sein, diese sollte es. Es gibt aber leider Tausende von Gelehrten, die unaufgeklärt (abergläubisch, bigot, intolerant, aufgeblasen, gewissenlos ꝛc.) sind, und das 18te Jahrhundert zählte deren sehr viele; aber auch eben so viel Aufgeklärte, die nie in die Tiefen des eigentlichen Wissens

eingedrungen sind. Deutschland hatte von je her mehr Gelehrte als Aufgeklärte; in Frankreich dagegen bildete sich die politische und bürgerliche Aufklärung schneller und freier heraus, brachte aber auch alle die Uebel, welche in ihrem Gefolge sind, üppiger hervor, als in Deutschland.

Friedrich, den hohen Werth der Aufklärung erkennend, und das Bedürfniß derselben für sein Volk fühlend, machte die Beförderung derselben zu dem höchsten Zwecke seiner Regierung, und fand sehr richtig das einzige, unerläßliche Mittel dazu in der Denkfreiheit. — Diese — das natürlichste und wesentlichste aller Urgesetze, ohne welches der Mensch aufhören würde Mensch zu sein — schließt in seiner weitern Bedeutung die Glaubens- oder Gewissensfreiheit in sich. Sie beschränkt sich aber nicht auf die innere Thätigkeit des menschlichen Denkens (die ja durch keine äußere Gewalt gehindert werden kann), sondern sie fodert nothwendig freie Mittheilung des Gedachten, mag diese geschehen durch Sprechen, Lehren, Schreiben oder Drucken, und erstreckt sich also auf Rede- Lehr- Schreib- und Preßfreiheit in dem ganzen Gebiet des menschlichen Denkens und Wissens, so daß die innere Freiheit des bloßen Denkens in das Gebiet der äußern Freiheit, des Handelns, übergehen muß, wo sie freilich, wie jede öffentliche Handlung, an fremdem Recht ihre gesetzlichen Schranken findet.

Unter allen Wissenschaften aber, welche die Denkfreiheit anregen und befördern, steht die Philosophie oben an. Sie ist die einzige Wissenschaft, die alles Positive verschmäht, nnd als solche keine Bibel, kein Gesetzbuch anerkennt, vielmehr bloß auf die Vernunft als ihren Quell zurückgeht, daher auch sie jeder Wissenschaft ihre Principien leiht, ohne welche ein systematischer Aufbau gar nicht möglich ist. Friedrich liebte die Philosophie; er war

ein wahrer Freund derselben im Sinne des Pythagoras, der zu bescheiden war sich einen Weisen zu nennen, und stellte das, was er aus philosophischer Forschung erkannt, über allen Glauben hinaus. Daher war es ihm besonders darum zu thun, gelehrte Denker auf die Lehrstühle seiner Universitäten und in die Akademie zu bringen, oder sie in seine Nähe zu ziehen, um an ihrem Umgang sich zu belehren und zu erfreuen. Diese Neigung stellte sich gleich bei der Besteigung des Throns sehr bestimmt heraus, indem er (wie oben angedeutet) den unter seinem Vater 1723 vertriebenen Philosophen Wolf, der in Marburg als erster Professor der philosophischen Facultät eine ehrenvolle Anstellung erhalten und von der Akademie in Paris, London, Petersburg uud Stockholm zum Ehrenmitgliede ernannt worden, unter den glänzendsten Anerbietungen wieder zurückzuberufen wünschte. Wolf gilt uns in der Geschichte der Philosophie nicht als ein tiefer, aber als ein sehr heller Denker, der die speculative und praktische Philosophie zu verbinden wußte, und deshalb auf Friedrich einen großen Eindruck machte, der freilich in der Folge geschwächt wurde. Um ihn für seine Staaten wieder zu gewinnen, bediente sich der König des Propstes Reinbeck, den er in einem Schreiben vom 6ten Juni des Jahres 1740 dringend auffodert, den Vermittler zu machen*), worauf er auch den Befehl aufhob, durch welchen die Schriften des Philosophen in den Preuß. Staaten untersagt waren. Nach mehrfachen schriftlichen Unter-

---

*) Zu Ende des Briefes an Reinbeck schrieb der König eigenhändig:

„ich bitte ihm sich umb des Wolfen mühe zu geben ein Mensch der die Wahrheit sucht und sie liebt mus unter aller menschlicher geselschaft werht gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquete im Lande der Warheit gemacht hat, wenn er den Wolf hier her persuadiret."

handlungen kehrte Wolf als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück, wo er einige Jahre darauf zum Kanzler der Universität erhoben wurde.

Ebenso wurde ein Anhänger der Wolfschen Philosophie, der Professor Fischer, wieder eingeladen, nachdem er 1725 auf Anstiften der Pietisten von Königsberg verbannt worden war, weil er seine Bedenklichkeiten über Dreieinigkeit, Teufel und Erbsünde bekannt gemacht hatte. Auch solche Männer, die dem König als tüchtige Docenten bekannt wurden, zog er in seine Staaten. Dahin gehört z. B. Daries, der zu Jena Philosophie und Jurisprudenz mit großem Beifall lehrte, und von Friedrich 1763 nach Frankfurt a. d. O. berufen und zum Geheimrath ernannt wurde. Den Philologen Klotz in Göttingen hatte er wegen seiner tiefen Kenntniß in den alten Sprachen und Antiquitäten nach Halle berufen, und suchte ihn, der späterhin geneigt war, einen vortheilhaftern Ruf nach Warschau anzunehmen, durch eine Zulage festzuhalten. Auf ähnliche Weise wurden noch verschiedene andere Gelehrte in allen Fächern der Gelehrsamkeit, z. B. Böhmer, Madihn, Lindner 2c. für die Universitäten gewonnen.

Was die Akademie der Wissenschaften betrifft, so erfuhr solche eine gänzliche Umformung. Gestiftet 1700 von König Friedrich I. auf dringendes Bitten seiner Gemahlin Sophie Charlotte, einer Schülerin des großen Leibnitz, der zum Präsidenten der Akademie gemacht, auch den Leitfaden ihrer Thätigkeit in den Gebieten der Philosophie, der deutschen Sprache, der Antiquitäten und Geschichte gab, hatte sie unter dem Vater unsers Friedrich eine sehr traurige Rolle gespielt, da er ihr seine Hofnarren zu Präsidenten gab, und konnte dem großen König in ihrem schlechten Zustande nur mißfallen. Seine Lieblinge bemühten sich auch, die angenehme Idee

von Errichtung einer neuen und geschmackvollen Akademie in ihm zu nähren, da sie hoffen durften, dabei eine Rolle zu spielen, und besuchten daher die unter dem Namen Société litéraire gehaltenen Versammlungen, in denen sie sich mit Vorlesung verschiedener Abhandlungen beschäftigten, bis 1744, in welchem Jahre der König die neue Anstalt unter dem Namen Academie des Sciences et belles lettres stiftete. Maupertuis, der den Plan dazu vorschriftsmäßig hatte ausbilden müssen, um die Preuß. Unterthaneu auf Pariser Art zu erleuchten, wurde zum Präsidenten gemacht; Jordan zum Vicepräsidenten und Jarriges, nachmaliger Großkanzler, zum Secretär. Die erste Sitzung ward gehalten den 23sten Januar; die Eröffnung geschah mit Vorlesung der Statuten, worauf die Mitglieder eine Discussion über die Elektrizität der Körper hielten.

Von nun an wurden, mit wenigen Ausnahmen, wohin der berühmte Euler gehört, nur ausländische Gelehrte, besonders Franzosen, zu Mitgliedern der Akademie genommen, so daß es das Ansehen hatte, als wolle der König in dem Herzen seines Landes eine französische Akademie gründen. Man hat dies als einen Schimpf für Deutschland betrachtet, und ziemlich allgemein den König deshalb getadelt. Die Sache hängt allerdings mit Friedrichs Vorliebe für die französische Sprache zusammen, wovon nachher ausführlich die Rede sein wird. Hier aber kommt es nur darauf an zu wissen, aus welchem Gesichtspunkt des Königs Handelsweise betrachtet sein will. Friedrich verband mit dem Worte Akademie wohl einen andern Begriff als wir. Er dachte sich darunter nur eine Gesellschaft, die den Zweck habe, die Wissenschaften zu verbreiten und die Kenntniß derselben allgemeiner zu machen, nicht aber die Wissenschaften

zu reinigen, tiefer zu begründen und nach allen Dimensionen hin zu erweitern. Die Akademie war ihm mehr eine Anstalt für Denker und Schöngeister als für Sach- und Fachgelehrte. Nur von jenen erwartete er die bezweckte Aufklärung für sein Land, und zur Verbreitung derselben hielt er die lebhaften und in formeller Darstellung gewandten Franzosen für passender als die ernsten pedantischen Deutschen. Dies wird sogar wahrscheinlich aus dem der Benennung Akademie angefügten Zusatz: belles lettres; denn selbst Wolf, den der König als ersten Denker gern in seine neue Anstalt haben wollte, konnte sich nicht recht damit befreunden. Reinbeck sagt daher von ihm in seinem Bericht an den König: „er habe von der zu stiftenden Akademie, und was er dabei für eine Personage abgeben solle, noch gar keinen rechten Concept, und könne sich in das Prädicat Academicien nicht finden.“ Faßt man nun diesen wahrscheinlichen Gesichtspunkt des Königs auf, so sollte die von ihm erneuerte Akademie eigentlich eine Aufklärungsanstalt sein, von der die deutschen Gelehrten die Kunst erlernen sollten, die Wissenschaft durch schöne Darstellung in's Volksleben zu bringen. Diesen Charakter gibt auch später hin noch die im Jahre 1780 gestellte Preisfrage zu erkennen: „Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich sein, sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt?“ Der König selbst hatte den Stoff zu dieser Aufgabe, um deren Lösung 42 Abhandlungen stritten, schon zehn Jahr vorher in seinem Briefwechsel mit d'Alembert verhandelt, auf dessen Vorschlag auch der König diese Preisfrage veranlaßte. Ist nun auch der Zweck einer volksgemäßen Belehrung nicht erreicht worden, so wird doch wenigstens die gute Absicht des Königs,

der in den gewählten Mitgliedern gerade die passendsten Männer gefunden zu haben meinte, gerechtfertigt sein. Auf jeden Fall dachte er sich in seiner Stiftung ein öffentliches Organ allgemeiner Belehrung, denn in einem Schreiben an Reinbeck setzte er eigenhändig hinzu: „unsere Akademie muß nicht zur Parade (ein Seitenhieb auf den eitlen Sinn ihres Stifters), sondern zur Instruction sein.“ Ob nun die neuen Akademiker dadurch in dem Sinne des Königs gehandelt, daß sie sich mit der speculativen Philosophie beschäftigten, die Leibnitzische Monadologie prüften &c., aber wenig für die wahre Erhellung des Verstandes und für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse thaten, scheint nach obiger Vermuthung der wahrscheinlichen Absicht Friedrichs nicht bejaht werden zu können.

Daß der König aber die Aufklärung seines Volks zunächst und besonders in's Auge gefaßt, davon zeugen auch die gleichzeitig erfolgten Bestrebungen, in dem großen Publikum den Sinn für Lectüre zu wecken und zu beleben. Das allgemeinste Blatt, das, gehörig benutzt, allen Ständen Belehrung und Unterhaltung gewähren kann, ist die Zeitung. Nach dem Willen des Königs sollte durch sie besonders die Volksaufklärung befördert werden, daher wurde der bisherigen, bei dem Buchhändler Rüdiger erschienenen, in einem andern Verlage (Haudesche Buchhandlung) eine bessere Form gegeben und zugleich durch die Ueberschrift Wahrheit und Freiheit ihr Charakter angedeutet, der aber leider im Laufe der Zeit seine Farbe geändert hat. Auch erhielt der Geheimrath und Professor Formey den Königl. Auftrag, zu gleichem Zweck eine Zeitschrift herauszugeben, die unter dem Titel: Journal de Berlin ou nouvelles politiques et littéraires erschien, wozu der König selbst Materialien lieferte. Hierdurch und durch die Staatsschriften, welche den Einfall der Preußen in Schlesien und die

Besitznahme desselben rechtfertigen sollten, wurde die Neigung zum Lesen verstärkt, und der Bürger auf die Vorgänge der Zeit aufmerksam gemacht. Auf diese Art entstand eine gewisse Zuversicht, daß der König jede Bemühung, wissenschaftliche Kenntniß zu erlangen und zu geben, mit besonderem Wohlgefallen betrachten und die, welche sich darin auszeichneten, vorziehen, belohnen oder in vortheilhaftere Lagen setzen würde*). Dieser Glaube erweckte in manchem Gelehrten Vorsatz und Muth, durch belehrende Schriften auf das Volk einzuwirken, lockte aber auch unberufene Schriftsteller an, die Liebhaber einer seichten und geschmacklosen Lectüre mit ihren Scharteken desto reichlicher zu versorgen.

In dem engsten Zusammenhang mit schriftstellerischer Belehrung steht die Preßfreiheit. Diese Geburt der Denkfreiheit hat seit dem 18ten Jahrhundert in allen Ländern ihre heftigsten Gegner und ihre feurigsten Beschützer gefunden, und noch bis diesen Augenblick ist selbst unter den Urtheilfähigsten die Frage nicht entschieden, wie man ihre Mißbräuche verhüten könne. Ein völlig ausreichendes Mittel zu finden, ist kaum zu erwarten, da auch der beste Gesetzentwurf, wozu die constitutionellen Staaten unserer Zeit die Grundzüge hingestellt haben, nur im Allgemeinen die Gränzen des Mißbrauchs zu bestimmen vermag**). Das bisher angewandte Mittel der Censur hat

*) S. König's Versuch einer historischen Schilderung Berlins. Thl. 5. Band 2. S. 121—122.

**) Die zweite Kammer der Badenschen Landstände brachte dazu in Vorschlag: 1) das Unterbleiben aller Anonymität; 2) die Bestrafung aller durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehen, und die Entschädigung der Verletzten; 3) die Beschlagnahme strafbarer Druckwerke; 4) angemessene Gewährleistungen, welchen die periodische Presse unterworfen werden muß; 5) Organisation eines das Richteramt verwaltenden Gerichts (Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, Schwurgericht).

die Preßfreiheit unterdrückt, indem es sie der Willkür des Einzelnen Preis gab, ohne daß es dem Mißbrauch zu wehren vermocht hätte. Es hat sich überlebt, wie die Tortur, und wo es noch in Ermangelung eines anderu gebraucht wird, sucht man nur, es so unschädlich als möglich zu machen. Friedrich fand die Censur vor, denn sie war schon unter seinem Vater bei theologischen, philosophischen und politischen Schriften wie bei der periodischen Presse angewandt. Nach seiner Subjectivität konnte er nur eine möglichst ausgedehnte Preßfreiheit wünschen. Dies that er gleich nach seinem Regierungsantritt, indem er durch seinen Kabinetsminister Grafen Podewils dem damaligen Staatsminister v. Thulemeyer unter andern eröffnen ließ: „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten.“ Der Beschluß darauf war: „wegen des Artikels von Berlin ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger Puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit.“ Für eine solche Freiheit aber war man noch nicht reif; Friedrich machte hier die ersten bösen Erfahrungen dieser Art, und so wurden zunächst bei der periodischen Presse politischer Schriften, dann auch bei der reinwissenschaftlichen mancherlei Beschränkungen nothwendig, besonders da seine französischen Freunde selbst die Schranken der Mäßigung leichtsinnig überschritten, und eine Menge von Schmähschriften und schlüpfrigen Aufsätzen erscheinen ließen, die der Sittlichkeit des Volks Gefahr drohten. Daher äußerte er sich in einem Schreiben an d'Alembert (vom 7ten August 1772) dahin: „Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, so viel ich die Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftiget habe, fest überzeugt zu sein, daß abhaltende

Beschränkungsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also, daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen müsse, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt." Von Zeit zu Zeit aber benutzten die Buchhändler doch die mangelhafte Censur zur Ungebür, so daß Friedrich genöthigt wurde, den Verleger einer Schrift, in welcher die christliche Religion und ihre Herolde angegriffen waren, auf sechs Monate nach Spandau zu schicken. Nach mannichfachen Erfahrungen dieser Art erschien endlich im Mai 1749 das allgemeine Censuredict, welches durch die Ministerial-Verordnung vom 1sten Juni 1772 näher für die Behörden bestimmt, bis an den Tod des Königs in Kraft geblieben ist. Wie wenig aber die wahre Freiheit dadurch gelitten, ergibt sich aus dem 10ten § des Edicts, worin es heißt: „bei dieser vorgeschriebenen Censur ist unsere Allergnädigste Absicht doch keinesweges dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischen als bürgerlichen Ordnung entgegen ist." Auch war man in der Wahl der Censoren höchst liberal. Einzelne Anstöße und Versehen wurden in dem Geiste Friedrichs glimpflich abgemacht, und es konnten nun unter der Aegide einer vernünftigen Freiheit alle politische und wissenschaftliche Gegenstände einer selbst scharfen Kritik unterworfen werden. Die Geschichte der Literatur kann seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts ihre blühende Epoche feiern, da die Freisinnigkeit Friedrichs eine Menge ausgezeichneter Gelehrten und Denker in seinem Berlin versammelte und sie zu den gediegensten

Schriften in allen Zweigen der Wissenschaft begeisterte. Wir erinnern hier die Leser an die Namen: Lessing, Mendelssohn, Engel, Teller, Gedike, Zöllner, Ramler, Sulzer, Biester, Nicolai, Göcking ꝛc., durch deren gemeinsames Wirken und deren ausgebreitete Verbindung mit andern deutschen Genien, wie Winkelmann, Gerstenberg, Thümmel, Heyne, Eschenburg, Platner, Garve, Weiße u. s. w. die ersten namhaften kritischen Schriften, wie die „Berlinische Bibliothek,“ die „Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend,“ die „Bibliothek der Wissenschaften und freien Künste,“ besonders die berühmten „Literaturbriefe“ herausgegeben und lange Jahre unterhalten, außerdem aber von jedem Einzelnen viele noch jetzt hochgestellte prosaische und poetische Werke verfaßt wurden. Alle diese Schriften und Schriftsteller strebten mit Ernst und Würde, die großen Zwecke Friedrichs zu fördern, und noch unsre Zeit fühlt dankbar den wohlthätigen Einfluß, den sie auf Wissenschaft und Volksbildung für ganz Deutschland gehabt haben*). So war unter Friedrichs verständiger Leitung die Druckerpresse nicht nur, wie Jenisch in seinem Geist und Charakter des 18ten Jahrhunderts sagt, ein weltdurchtönendes, sondern auch ein allbelebendes und belehrendes Sprachrohr für Volk und Regierung, und erzeugte als Product der allgemein verbreiteten Erkenntniß auch einen allgemeinen Denkgeist, aus dem wieder eine öffentliche Meinung sich bildete, die der Beherrscher des Staates als das Gewissen des Volks betrachten und als die höchste Macht anerkennen muß.

---

*) Ueber den Artikel: Censur hat Preuß im 3ten Bande seiner Schrift: „Friedrich der Große“ sehr ausführliche und gründliche Nachrichten gegeben.

Die Denkfreiheit, als deren schönste Beförderin die Preßfreiheit anerkannt worden, schließt, wie wir gesehen haben, die Glaubens- und Gewissensfreiheit in sich. Beide beziehen sich auf den moralisch-religiösen Glauben, der seine Quelle in dem Gewissen findet. Aber fragen wir, wie hat Friedrich in dieser Beziehung gedacht und gehandelt? Man hat lange Zeit hindurch geglaubt: der König sei irreligiös gewesen. — Wir können uns in einer Schrift, die sehr verschiedenartige Leser finden wird, nicht darauf einlassen, einen dunkeln Begriff zu analysiren, der uns nothwendig tiefer in das Wesen der Sache hineinziehen würde. Es scheint angenommen werden zu können, daß nur Wenige damit eine wahre Schmähung haben aussprechen, die Meisten aber zu erkennen geben wollen, daß der König nicht den Kirchenglauben gehabt, und besonders das Positive und Historische des Christenthums für seine Person verworfen habe, also nicht gottlos, wohl aber ungläubig gewesen sei. So ausgedruckt werden wir der Wahrheit näher kommen, wenn wir zwei religiöse Männer abhören, die schon vor mehr als vierzig Jahren über diesen Punkt ihr Urtheil mit höchster Unparteilichkeit ausgesprochen haben — Büsching und Garve.

Büsching sagt*): „der König war von dem Seyn Gottes überzeugt**); er glaubte auch eine Vorsehung. Von der christlichen Religion sagt er, daß bei ihrem Anfang nichts über die Heiligkeit ihrer Sittenlehren gegangen

*) S. dessen Charakter Friedrichs des Zweyten. Halle 1788. S. 112 ꝛc.

**) Hier möchte man wohl hinzusetzen können: und demüthigte sich vor ihm freiwillig. Davon zeugt unter andern die befohlene Abänderung des alten Kirchengebets, aus welchem der Ausdruck Majestät wegbleiben, dagegen wörtlich gesagt werden mußte: laß Dir, o Gott empfohlen sein Deinen Knecht, unsern König.

sey; sie habe Demuth, Menschenliebe und Geduld gelehret. Er erkennt, daß die Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert der Welt nützlich gewesen sei, und daß sie insonderheit die Fortschritte des menschlichen Verstandes befördert habe, da die Protestanten nun durch dieselbige zu der Freiheit gelangt wären, sich der Vernunft zu bedienen, die dem Menschen zum Führer gegeben worden sey, und der sie sich wenigstens zu dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens bedienen müßten. Er hält aber dafür, daß ein solcher ganz geistlicher (geistiger) und prachtloser Gottesdienst als der protestantische sey, sich für die sinnlichen Menschen nicht schicke; denn sie wären unvermögend, sich durch Nachdenken zu der Verehrung der erhabensten Wahrheiten zu erheben." — Späterhin (S. 119) fügt Büsching noch hinzu: „da der König nicht geglaubt hat, daß die Seele unsterblich sey, so hat er auch im Ernst keine ewige Glückseligkeit erwartet."

Garve sagt*), „der König hielt die wunderbare Geschichte des Christenthums für Fabel, und die eigenthümlichen Lehren desselben für Aberglauben; aber er sah den ächten Geist desselben nicht für so verächtlich an als die französischen Encyklopädisten und ihr Haupt (Voltaire) ihn gern hätten überreden mögen. Unter mehreren Beweisen hiervon ist auch dieser, daß er die Reformation zu schätzen wußte, und die Vortheile nicht verkannte, welche die durch Luther veranlaßte Aenderung der religiösen Denkungsart in der Aufklärung, den Sitten, und selbst in dem Flor der Länder, welche solche annahmen, hervorgebracht habe. Derjenige kann nicht ganz schlecht von der Religion denken, der von einer Reinigung der-

---

*) S. dessen Fragmente zur Schilderung des Geistes rc. Friedrichs des Zweyten. Zweyter Theil, 2te Auflage, S. 4.

selben eine Verbesserung in dem Zustande der Menschen herleitet." (Daß der König das Bild des edlen Kämpfers für evangelische Freiheit Gustav Adolph's, neben seiner Bibliothek in Sanssouci ausschließlich befestigen ließ, trägt eine große Bedeutsamkeit in sich). — „Das Verhältniß, welches er dem Protestantismus gegen das alte römische Christenthum beilegte, eben das schrieb er dem Christenthume in Vergleichung der jüdischen und heidnischen Religionen zu, an deren Stelle es getreten war. Und dieser Maßstab seines Werths ist sehr richtig." D. V. fügt nachher (S. 6) hinzu, daß der König, wie aus seinen Rescripten, Verfügungen, Urtheilen in Schriften und Gesprächen hervorgehe, weniger einstimmig mit sich selbst in Sachen der Religion gedacht habe als in den meisten andern Gegenständen, weil er mit seinem eignen System nicht völlig auf's Reine gekommen wäre, woraus sich die Widersprüche in seinen Regierungsmaßregeln hinsichtlich der Religion erklären ließen.

Fügen wir zu den Genannten noch einen Dritten Gewährsmann*), der die Untersuchung über Friedrichs religiöse Denkart auf Thatsachen zurückführt. Preuß sagt: „Von einem vollständigen philosophischen und theologischen System kann bei einem Könige die Rede nicht sein, der kein Schulphilosoph, kein Schultheolog gewesen, und also bis zu den letzten Gründen nicht vorgedrungen. Vielmehr werden wir es hier mehr zu thun haben mit den Ueberzeugungen des Königs, nach denen er die Welt angeschaut und sein Leben eingerichtet, um seiner Bestimmung als Mensch und Landesvater ganz zu genügen. Hier fallen Philosophie und Religion fast zusammen. Da die Philosophie den Weg sucht, welchen die Menschheit

*) S. Preuß Friedrich der Große. Dritter Band, S. 152 ꝛc.

zu wandeln hat, während ihre Schwester, die Geschichte, den Nachweis gibt, wie die Menschheit gewandelt ist: so liegt in der Philosophie wesentlich die Frage nach der Bestimmung der Menschheit, und indem der einzelne Mensch in der Religion seiner eigenen Bestimmung gemäß leben lernt, so gränzen beide näher zusammen, als man wohl meint. Der thierisch-sinnliche Mensch fragt solcher höhern Bestimmung nicht nach; sein Leben geht rein in Selbstsucht auf. Mit dem ersten Keime der Liebe zu den Brüdern ist die Religion in's Leben getreten. Sie wird gehegt durch äußere Anstalten von den Dienern der Kirche; sie wird gehegt in dem Herzen der Menschen, welche selbstständig ihren Weg zum Ziele, zur Gottheit, gehen. Nun schildert die Geschichte den großen König von Preußen als einen so vollkommenen Menschen und Landesvater, daß man schon dadurch die Ueberzeugung gewinnen dürfte, seine Philosophie und seine Religion könne keine schlechte gewesen sein, weil aus solchen, als schlechten Wurzeln, keine so edle Thaten als Früchte hätten zeitigen können. Noch mehr, Friedrich hatte sich von Jugend auf durch die Bibel, durch die Wolfsche Philosophie, durch die griechischen und römischen Klassiker, besonders durch Lukrez, dann durch die Franzosen Bayle und Gassendi, durch den Umgang mit allerlei Denkern der ganzen Welt, durch Briefwechsel, durch die mannigfachsten schriftlichen Uebungen am Ende so vielseitig und selbstständig über die dem Menschen wichtigsten Fragen aufgeklärt, daß er mit Bescheidenheit der beschränkten Sphäre unsrer Erkenntniß eben von den transcendentalen und hyperphysischen Fragen sich bewußt war und darin sein Leben im Großen und Ganzen mehr auf das Wirken und Schaffen und Sorgen, als auf die Speculation gerichtet sein ließ, zufrieden, sich mit sich selbst verständigt, That und Gedanken in Einklang

ge-

gebracht zu haben. Auf so neidenswerther Höhe gönnt man dann jedem denkendeu und fühlendeu Menschen auch gern seine Ueberzeugnng, und diese Ansicht der Dinge war die Quelle von Friedrichs religiösem Grundsatze: „die weltliche Regierung mit Kraft empor halten, jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen.“ Und dadurch hat er sich ein so großes Verdienst erworben, nicht um sein Volk allein, auch um die andern Völker, indem sein Wort und seine That die Fürsten lehrten: „die Religion der Bürger als ein Heiligthum zu ehren, Glaubenshaß als die ärgste Ketzerei zu betrachten.“

Mag nun nach dem Gesagten der eigene Glaube Friedrichs auch schwankend und unbestimmt mit dem Namen des kirchlichen nicht zu belegen sein, so stand er doch als Rationalist dem Christenthum, welches Hegel als die absolute Religion betrachtet, am nächsten, und wenn dieses den Kern seines Wesens in der Anbetung Gottes durch Geist und Wahrheit findet, so war er mehr practischer Christ als alle die protestantischeu Zionswächter, die ihren Glauben bloß in Wort und Geberde kleiden, und den Mann, der den seinigen weniger in Formeln als in einem erleuchteten Verstande und einem menschenfreundlichen Herzen trug, nur darum verketzern, weil er nicht zu den ihrigen gehört. Daß aber ein philosophischer Glaube, der sich bloß auf die Offenbarung des Bewußtseins gründet, kein allgemeiner (kein Volksglaube) sein könne, wußte Friedrich nur zu gut, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen sollen, ihn den Dienern der christlichen Kirche aufzudringen oder ihn von seinem Volke zu verlangen. Er wußte und fühlte, daß die Kirche eben sowohl eines positiven Elements im Glauben bedürfe als der Staat im Recht, da beide historischen Ursprungs sind.

Oft genug hat er in seinen Schriften und Briefen die Idee ausgesprochen, daß es unmöglich sei, einer ganzen Nation nur reine Vernunftreligion zu geben, und daß der natürliche Hang der Menschen zum Wunderbaren und Geheimnißvollen die nothwendige Grundlage der Volksreligion abgeben müsse. Da er aber ein solches Element des Glaubens seiner Subjectivität nicht angemessen fand, so machte er es wie die alten Philosophen, die ihre esoterischen Lehren nur ihren Vertrauten in wissenschaftlicher Form mittheilten, die exoterischen aber den Uneingeweihten überließen. Friedrich war als Denkgläubiger für sich und unter seinen philosophischen Freunden ein Esoteriker; als König für sein Ober-Consistorium, seine Behörden und Beamte jeglichen Standes, wie für sein Heer, ein Exoteriker. Thun unsere philosophischen Theologen etwas Anderes, wenn sie für ihre Genossen die persönliche Unsterblichkeit bestreiten, aber ihren Gemeinen von der Kanzel herab ein Wiedersehn nach dem Tode verkünden? Nicht billigen werden wir es, wenn er in einzelnen Momenten des Unmuths oder der Laune sich vergessen konnte in der Festhaltung der Würde, die auch die Volksreligion fodert; aber stets hat er, so wie er mit religiöser Begeisterung für Glaubens- und Gewissensfreiheit sprach und schrieb, auch die Duldung in allen Kirchen- und geistlichen Sachen gegen alle noch so verschiedene Glaubensgesellschaften geübt, wenn gleich seine Politik eben so viel Antheil daran haben mochte als seine Religion. Ihn aber eines wirklichen Indifferentismus beschuldigen, paßt nicht ganz zu seinem religiösen Charakter. Er war, nicht in der Form, doch in der Gesinnung ein evangelischer Christ.

Etwas aber, das äußerlich mit der Religion zusammenhängt, hat man ihm nicht vergessen können, nämlich, daß er unter allen Gelehrten die Theologen, die doch auf

jeder Universität die erste Facultät bilden, am wenigsten achtete. Schon aus diesem Umstande allein glaubte man auf seine Lauigkeit in der Religion selbst schließen zu können. Die Sache ist mit einzelnen Ausnahmen allerdings wahr, doch hängt sie nicht mit seinem Privat- und öffentlichen Glauben zusammen. Zunächst war diese Verachtung eines ehrenwerthen und im Staat wie in der Literatur so wichtigen Standes eine Folge seiner Erziehung, wie schon Büsching bemerkt hat. Seines Vaters Religion bestand fast bloß in Kirchlichkeit und Umgang mit frommen Predigern, wodurch er aller seiner Sünden los und ledig zu werden glaubte. Diesem Geiste gemäß wurde auch er als Prinz erzogen und unterrichtet. Was ihm von dem damaligen Hofprediger Andreä als Religion gegeben wurde, war scholastische Theologie; in welcher Form, davon zeugt das 18 Bogen starke Glaubensbekenntniß vom Jahre 1724, das bei dem Religionsunterricht seiner Schwester, Friederike Sophie Wilhelmine, und wahrscheinlich auch bei dem seinigen gebraucht worden ist. Eine solche Religionsabrichtung konnte ihm nur ekelhaft sein, und mußte einen nie ganz zu vertilgenden Eindruck in ihm zurücklassen, der eine Aufregung gegen die Lehrer der Religion zur Folge hatte. Dazu kam aber noch, daß fast gleichzeitig mit jenem verkehrten Unterricht der hallische Theolog Lange 1738 nach Berlin kam, wo er zur Königl. Tafel eingeladen, als ärgster Verfolger des Philosophen Wolf, neben dem Prinzen sitzen mußte, und diesem durch sein ganzes Betragen höchst mißfällig wurde. Späterhin, da sich der König mehr mit historischen Studien beschäftigte, mochte die nähere Kenntniß des hierarchischen Despotismus im Mittelalter, der die Philosophie in drückende Fesseln schlug, ihm ein warnender Wink sein, als Regent nicht zu viel Gewicht auf einen Stand zu

legen, in dem bei allen sonstigen Verdiensten um die Wissenschaft, doch vielleicht durch größere Königliche Gunst die Lust zur geistlichen Herrschaft wieder geweckt werden könnte. Uebrigens machte sich der König den Unterschied zwischen Religion und Theologie wohl nie ganz klar, daher er letztere auch gar nicht als eine Wissenschaft betrachtete. Wenn er aber auf den Stand selbst wenig legte, so achtete er doch einzelne Mitglieder desselben, wie den Oberhofprediger Quandt und den Propst Reinbeck hoch, sobald er sie als wackere Geistliche in ihrer Gesinnungs- und Handelsweise kennen gelernt hatte. Denn er verlangte, wie dies aus seinen Kabinetsbefehlen sich ergibt, von einem Theologen, daß er still, fromm und ruhig sei, nicht (wie er sich in einem andern Schreiben [vom Jahre 1753] ausdrückt) von der unruhigen und herrschsüchtigen Art.

Betrachten wir zum Schluß dieses Abschnitts die Folgen, welche die religiöse Eigenthümlichkeit des Königs für Staats- und Kirchenleben seines Landes gehabt hat, so werden wir auch hier sehen, daß die großen Gefahren, die man davon geträumt oder wirklich gesehen, auf einige sehr unbedeutende theologische Streitigkeiten sich beschränken, wie sie noch jetzt vorhanden sind, die wohlthätigen Einflüsse dagegen als höchst bedeutend für Aufklärung, Wissenschaft und Sittlichkeit hervortreten. Wir lassen hier aber am liebsten einen Theologen sprechen, der als Kenner seines Fachs sich den Beifall der Akademie und in der Geschichte den Ruf eines unparteiischen Urtheilsprechers erworben hat*).

*) Ueber den Einfluß Friedrichs des Zweiten auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift von Joh. George Gebhard, erstem ref. Prediger an der Jerusalems- und neuen Kirche. Berlin 1801. 8. S. 134 seq.

„Das 18te Jahrhundert zeichnet sich dadurch vorzüglich aus, daß Theologie, Religion und Moral darin mit Riesenschritten vorwärts gegangen sind. Die protestantischen Theologen wurden nach und nach toleranter, und einige von den katholischen folgten ihnen*) Sie mißbilligten es zwar laut und beinah allgemein, wenn man von den alten kirchlichen Lehrmeinungen abwich, und konnten sich des Unwillens über solche Neuerungen nicht verwehren. Sie verdammten und verfolgten aber doch seltener, sondern fingen an zu untersuchen, was sie sonst bloß geglaubt hatten, und darüber in deutscher Sprache zu schreiben. Der große Haufe konnte nun lesen, was er zuvor nie gelesen hatte. Die neuen Ideen weckten auch bei ihnen den Untersuchungsgeist; Pietismus, Herrenhuthismus, Sektengeist und manche falsche Religionsmeinungen der vorigen Zeiten wurden seltener. Die aufgeklärteren Theologen fingen selbst an, Theologie und Religion von einander zu unterscheiden. Man hielt immer weniger von dem blinden Glauben; die gesunde Vernunft kam in eine allgemeine Achtung, und erhielt am Ende die Oberhand, auch bei allem Geschrei, das sich deshalb erhob. Die Religion selbst ward vernünftiger in ihren Lehren und in den Vorträgen derselben."

„Man könnte Bedenken tragen, dem Könige auch nur den allerkleinsten Einfluß hierauf zuzuschreiben, weil ihm alle theologische, kirchliche und religiöse Meinungen beinah gleich verächtlich waren — und doch hat er hier-

---

*) Der Bischof von Culm, gefürsteter Reichsgraf von Hohenzollern, bricht sogar bei der Haltung seiner Trauerrede (10ten Septbr. 1786) in der Römisch-Katholischen Kirche zu Berlin in die Apostrophe aus: „Ihr geheiligten Mauern dieses Tempels! ihr Altäre! wessen Schutze habt ihr euer Dasein, euer Ansehen, eure Sicherheit zu verdanken? Ist es nicht unser großer Friedrich?"

auf gerade den allergrößten gehabt. Wenn der Landesregent für seine Person seine Abhängigkeit von dem höchsten Wesen fühlt, die Religion, in so fern sie göttlich und vernünftig ist, ehrt, sich mit seinem Volke in einem Tempel versammelt, einen und denselben Gott anbetet, vor dem alle Menschen Staub sind: so errichtet er sich dadurch, wenn er ein guter Regent ist, ein unzerstörbares Denkmal der Achtung und der Liebe in dem Herzen seines Volks, und sein Beispiel wird gewiß nicht ohne Nutzen bleiben. Aber wenn er nun auch als Regent besondere Erbauungsstunden anordnet; sich seiner Religionspartei vorzüglich annimmt, sich in eine jede theologische oder religiöse Streitigkeit mischt, bei einer jeden Verschiedenheit in den Lehrmeinungen und Religionsgebräuchen entscheiden, oder die Einmischungen Anderer durch seinen Machtspruch geltend machen will: so bahnt er nicht der Religion, sondern der Heuchelei, dem Pietismus, dem Parteigeiste und der Hierarchie den Weg, und Haß und Verfolgung der Andersdenkenden sind unausbleiblich. Die Beweise hiervon sind in den Annalen der Geschichte mit Blut bezeichnet u. s. w."

„Der König that keins von beiden. Er hatte keine Achtung für irgend eine positive Religion, und erschien anfänglich äußerst selten, und späterhin nie bei einer öffentlichen Versammlung, welche einen religiösen Zweck hatte. Er ist deshalb laut und streng getadelt worden, und sein Verhalten, als der erhabenste Weise auf dem Throne, als das Haupt eines ganzen Volks, auf das Aller Augen gerichtet sind, — läßt sich hierin wohl nicht rechtfertigen. Allein man muß doch auch die Person des Regenten von dem Regenten selbst unterscheiden. Als Regent verfuhr er gerade so, wie er sollte, wenn er wahre Aufklärung in der Religion, woran es noch ganz

fehlte, befördern helfen wollte. Er gab das glänzendste Beispiel der allgemeinen und uneingeschränkten Toleranz, empfahl sie den Theologen aller Religionsparteien bei einer jeden Gelegenheit, verbot auf das strengste, irgend einen, dessen religiöse Meinungen auch noch so abweichend wären, deshalb zu kränken oder zu verfolgen, und hielt mit einer seltenen Wachsamkeit darauf*). Auch schützte er die Verfolgten, und sein Adler nahm die aus andern Ländern vertriebenen oder um des Gewissens willen geflüchteten Schaaren dieser Unglücklichen liebreich unter seine Flügel.“ D. V. zeigt nun, daß durch des Königs Freimüthigkeit der Untersuchungsgeist unter den Theologen angeregt worden, und aus der historischen Kritik der biblischen Bücher ein Christenthum entstanden sei, das sich von der Vernunftreligion bloß durch die Erkenntnißquellen unterscheide; dies habe nun auf der einen Seite viel Beifall gefunden, auf der andern einen Widerspruch und einen Streit erregt, der schwerlich jemals ganz beigelegt werden dürfte. Indessen hätte dieser Streit über Wahrheit und Irrthum kein Menschenblut gekostet, keine Verheerung blühender Länder zur Folge gehabt; er sei wie der Thau des Himmels gewesen, der das schmachtende Land erquickt und neuen Seegen für die Zukunft bereitet; er habe die deutsche Nation und das menschliche Geschlecht mit unermeßlichen Schätzen nützlicher Kenntnisse und richtigen Einsichten bereichert, und fast auf alle Wissen-

*) Es muß hier daran erinnert werden, daß unter seinem Vater noch die ärgsten Religionsstreitigkeiten zwischen den Reformirten und Lutheranern Statt fanden, und daß selbst ein Mann wie Roloff sich dem einzuführenden Simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde widersetzte, was ihm der König selbst in den schärfsten Ausdrücken verwies, indem er in seinem Schreiben an ihn (vom 10ten September 1726) den Unterschied zwischen beiden evangelischen Confessionen ein bloßes Pfaffengezänk nannte.

schaften einen höchst merklichen Einfluß gehabt; die Menschen wären dadurch, wenn auch nicht immer untadelhafter und rechtschaffener geworden, doch gewiß weniger abergläubisch, scheinheilig, geistlichstolz und weniger furchtsam zu zweifeln und selbst zu untersuchen. Vergleicht man mit diesem Zustand der Denk- und Gewissensfreiheit den späterhin eintretenden Wöllnerschen Lehrzwang: so hat man Bild und Gegenbild, und dürfte wohl kein Bedenken tragen, jenen trotz seiner Flecken zu lieben, diesen zu hassen. Erleuchtete Männer, wie Spalding, Zöllner, Teller, Nösselt, Niemeyer, Kant rc. mußten es dulden, sich mit Absetzung bedroht, ihres Gehalts beraubt, oder in Prozesse sich verstrickt zu sehen. Die Denkfreiheit lag in schmachvollen Fesseln, bis der bessere Genius Friedrich Wilhelms III. sie sprengte, und dem echt evangelischen Geiste wieder freie Bahn eröffnete*).

*) So weit war d. V. in der Bearbeitung dieser Schrift gekommen, als das dritte Erinnerungsfest der lutherischen Kirchen-Reformation in der Mark Brandenburg eintrat, und die Feier desselben von dem Magistrat der Residenz für Berlin so sinnig angeordnet wurde. Man muß es schon an sich als eine Gunst des Schicksals ansehen, wenn man einer Zeit angehört, in welcher eine große Begebenheit dieser Art wieder ein Jahrhundert vollendet; nun aber noch so nahe angränzend an die Säcular-Feier Friedrichs, mit dessen religiöser Gesinnung sich der Verfasser so eben beschäftigt hatte, war es ihm doppelt wichtig, und es verglich sich in seiner Seele unwillkührlich die Eigenthümlichkeit des großen Mannes mit der Eigenthümlichkeit dieses heiligen Festes. Wäre er, dachte ich, Zeuge dieser schönen Feier, welche Gedanken und Gefühle würden ihn wohl beschäftigen? In welchem Sinn würde er sie auffassen? Er würde, anwortete ich mir, es zuerst sehr billigen, daß diese Feier sich frei erhält von jedem feindlichen Element gegen die katholische Kirche, so viel Stoff auch dazu in den Vorgängen der Zeit gegeben ist, denn er ist ja tolerant; er würde ferner in seinem Gemüth lebhaften Theil nehmen an dem Feste einer Religionspartei, deren Fürsten einst (1529) auf dem Reichstage zu Speier sich kräftig widersetzten jeder andern Richtschnur ihres Glaubens und Lebens als der heil. Schrift, denn er haßt ja den Glaubenszwang; er würde den Protestantismus für das ansehen, was er ist, für ein in der evangelischen Kirche historisch begründetes,

Wenn der christliche Leser dem großen König einen festern und minder lückenhaften Glauben gewünscht haben möchte, als obige Auseinandersetzung zeigt: so mag es ihn beruhigen zu wissen, daß das, was Friedrichs Glauben in der Theorie abging, durch seine menschlichen und Regententugenden reichlich für das Land ersetzt worden ist. Oder gab es wirklich einen König, der ihn an Energie des Willens, an Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, an Pflichterfüllung und angestrengter Thätigkeit übertroffen und mit diesen moralischen Eigenschaften dieselbe philosophische Einsicht und Erfahrung, dieselbe Klugheit in der Politik, denselben Heldenmuth in der Schlacht, dieselbe Geschmacksbildung in den redenden und tonischen Künsten vereinigt hätte —?

---

fortgesetztes Streben nach immer freierer Entfaltung und Entwickelung religiöser Ideen in dem Geiste des Evangeliums, mit Ausschließung alles Traditions- und Autoritäts-Glaubens, denn er liebt ja die Denkfreiheit, und zu dieser ist der Deutsche doch erst durch die Reformation gelangt; er würde endlich in dieser Feier eine neue Anregung zur steigenden Perfectibilität des evangelischen Glaubens unter seinem Volk erblicken, und daher gern einstimmen in die dankbare Erinnerung an seinen Ahnherrn Joachim II., der zuerst helleres Licht und frischeres Leben in die Kirchen der Mark gebracht. Seine Gedanken und Gefühle wären also wohl unterschieden durch ihren philosophischen Charakter, doch nicht in Widerspruch mit dem religiösen Gefühl seines Volks. Und diese gefundene Harmonie erhöhte dem Verf. den reinen Genuß des Kirchenfestes.

7) Friedrichs Stellung zur Sprache seines Landes, und zu den Schriftstellern derselben.

Wie man Friedrich wegen seiner Verachtung positiver Glaubenslehren getadelt hat: so und fast noch mehr hat man ihn der Verachtung seiner Landessprache beschuldigt, der er die französische Sprache in seinen freundschaftlichen Unterhaltungen und in seiner Lectüre, in seinem Briefwechsel und in seinen poetischen und prosaischen Schriften bevorzugte. Diese Beschuldigung hat sich bis auf unsere Zeit in ihrer ganzen Stärke erhalten, und ist, besonders in der deutschen Gelehrtenwelt, oft mit großer Bitterkeit gegen seinen deutschen Sinn, lautbar geworden. Die Sache ist wichtig und fodert daher eine sorgsame Beleuchtung.

Der Ausdruck Stellung, dessen wir uns in der Ueberschrift dieser Rubrik geflissentlich bedient haben, gestattet uns, bei der dem Könige gemachten Beschuldigung nicht auf seinen persönlichen Willen allein zu achten, sondern auch die sein Leben begleitenden Zufälle und Umstände zu berücksichtigen. In dieser letzten Beziehung richten wir zuerst unsern Blick auf seine Zeit und seine Erziehung. Als Friedrich geboren wurde, bediente man sich in Deutschland dreier Sprachen: der Lateinischen, Französischen und Deutschen. Das Lateinische war für die Gelehrten, das Französische für die Höfe, für die Diplomatie und für das höhere Gesellschaftsleben; das Deutsche für die Geschäftswelt*). Englisch und Italiänisch waren nur

*) Unter dem großen Kurfürsten war die französische Sprache noch nicht allgemein bei diplomatischen Verhandlungen ange=

Luxus-Artikel für Einzelne und begannen erst um die Mitte des 18ten Jahrhunderts Eingang in die Literatur der Uebersetzungen zu gewinnen. Unter allen war das Deutsche am wenigsten ausgebildet für die Formen des höheren Gesellschaftslebens und für die Literatur des Schönen; es stand nicht viel höher als zur Zeit des Opitz, und galt, mit wenigen Ausnahmen, nur als Sprache des Bedürfnisses. Auch später, nachdem Friedrich schon den Thron bestiegen, waren die Geister, die unsere Sprache hätten zu einer geschmackvollen Schriftsprache erheben können, sehr selten; nur einzelne Gelehrte feilten an ihr und suchten ihre grammatischen und orthographischen Formen zu berichtigen und regelrechter zu machen; Andere hielten sie dessen kaum fähig, und lernten die Kunst zu schreiben ohne deutsche Stylübungen (von denen damals gar nicht die Rede war) aus den lateinischen Autoren, wie z. B. Wieland aus dem Cicero; noch Andere spotteten sogar einer Sprache, von der sie meinten, daß sie gar keine Sache des Studiums sei, da man sie ja durch das praktische Leben genügend kennen lerne. Der gelehrte Ernesti nannte sie nicht anders als „die Frau Muttersprache", ja es ist nicht unerhört, daß ausgezeichnete deutsche Gelehrte ihre Muttersprache verlernten. Friedrich August Wolf*) erzählt uns zwei höchst merkwürdige Beispiele von weltberühmten deutschen Gelehrten, die in Holland gealtert waren, und ihr Deutsch beinah ganz

---

nommen; man bediente sich entweder des Lateinischen oder der einzelnen Landessprachen. Erst Friedrich II. verordnete durch einen Kabinetsbefehl vom 21ten Januar 1740, daß alle auswärtige Angelegenheiten, mit Ausnahme der Reichssachen, in französischer Sprache abgemacht werden sollten. S. den wirklichen geheimen Staatsrath. Berlin 1805. S. 203, Anm. —

*) S. dessen Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften: über ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst. Berlin 1811. S. 5—7.

vergessen hatten, ohne dafür eine andere Sprache zu täglichem Gebrauch zu erlernen. „Ruhnkenius aus Pommern, und Saxe aus Kursachsen gebürtig, jener Professor in Leyden, dieser in Utrecht, erkundigten sich, wie Wolf sagt, neugierig bei Reisenden, wie wahr denn die Sage sei, daß bei uns selbst der Vortrag auf Universitäten mit deutscher Zunge geschähe, und wie es doch möglich sei, mit einem so unbehülflichen Werkzeuge die nöthige Schärfe und Präcision der Begriffe zu erreichen." Diese Stelle hat etwas Auffallendes. Ruhnkenius nämlich hatte in Wittenberg unter Berger und Ritter die Wolfsche Philosophie mit Eifer studirt, und mußte also doch auch wissen, daß Wolf schon seit 1712 seine scharfsinnigsten Schriften deutsch verfaßt, und in dieser Sprache auch seine Vorlesungen gehalten hatte. „Beide Literatoren, heißt es weiter, hatten ihr Vaterland wenige Jahre nach Friedrichs Tode verlassen und lebten seit der Zeit ganz in der Sprache, worin sie als Lehrer und Schriftsteller wirken wollten, bedienten sich ihrer aber nicht in der Unterredung mit auswärtigen Gelehrten, weil sie meinten, das Lateinische wäre zu gut, um durch gewöhnlichen Gebrauch verderbt zu werden. Zwar gebrauchten sie zu höherem Umgange und auf Reisen die heutige Universalsprache Europas (Französisch), aber mit großem Anspruch auf die Nachsicht des Volks, das so gern die oft unglückliche Anstrengung für seine Bequemlichkeit mit duldsamem Gehör belohnt. Brieflichen Wechsel der Gedanken führten sie nicht leicht anders als lateinisch, und nur mit Gelehrten; für häuslichen Verkehr aber brauchten sie ein wunderbares Sprachgemenge, wie man etwa abgetragene Kleider zu häuslichem Dienste erniedrigt. Der eine derselben meinte sogar bei vertraulichem Scherz über diesen Anlaß: in welcher Sprache man die Bedürfnisse

des gemeinen Lebens eingesogen, könnte der Welt, für die er lebe, und der Nachwelt eben so gleichgültig seyn, als wenn er, was doch Horaz für Uebelstand hielt, mit krummer Nase umhergegangen sey. Gab man ihnen gelegentlich eine Vorstellung von den schönen Fortschritten unsrer Sprache seit Gottsched's Zeitalter bis zu der männlichen Reife Göthe's und Schiller's, so horchten sie der ausländischen Erzählung gefällig, doch mit ungefähr gleichem Befremden, als womit man den schnellen Gang betrachtet, den einst zu Athen die Prosa der Geschichte von Herodot's Jugendzeit bis in das hohe Alter des Thukydides machte. Aber die so rasch getriebenen Früchte mit zu genießen, zeigten sie eben kein Verlangen, und lenkten bald das Gespräch auf gelehrte Gegenstände."

Und beide Männer waren Professoren der Eloquenz, — eine Profession, wie Wolf meint, die derjenige ihnen wohl nicht hätte anmerken können, der nicht wußte, was das Herkommen der Universitäten einen Professor der Eloquenz nennt. — — —

Bei dieser Verachtung unserer Landessprache unter gelehrten Deutschen selbst ist es denn auch keinesweges auffallend, daß die Ausländer sich gar nicht um das Deutsche bekümmerten, vielmehr verlangten, daß man in ihrer Landessprache mit ihnen verkehren solle, so daß den armen Deutschen auch das treibende Motiv des Nationalstolzes abging. Wußten ja selbst ihre Gelehrten nicht, daß Wolf und Thomasius ihre Sprache für philosophische Abstractionen befähigt hatten, und was kümmerte es sie, daß späterhin Klopstock in ergreifenden Oden ihre Landsleute, die Hermanns Söhne und Zeitgenossen von Leibnitz waren, Sklaven des Auslandes schalt! Wenn einzelne Denker und Dichter auch an der Ausbildung der

Sprache arbeiteten, so standen sie doch isolirt. Wie Homer und Ossian unter ihren Völkern als Genien hervorragten, ohne ihre Zeitgenossen zu sich heraufziehen zu können: so hatten auch die Deutschen schon im Anfang des 18ten Jahrhunderts ihre Herolde in der Sprache; aber man hörte sie nicht, und ihre Stimme verhallte in einem Volke, dessen Ohr noch nicht für Wohllaut gebildet, dessen ästhetisches Gefühl noch nicht geweckt worden war.

Sehen wir nun auf Friedrichs Erziehung, so begreifen wir schon von vorn herein, daß sie der Sprache nach keine deutsche sein konnte. Eine Französin wurde, der despotischen Hofsitte gemäß, einem deutschen Prinzen zur Erzieherin gegeben. So war es schon seit der Zeit des großen Kurfürsten gehalten worden. Die französische Sprache war durch den Zepter Ludwigs XIV. auch am Brandenburgischen Hofe die herrschende geworden, und so mußte auch Friedrichs Zunge von den deutschen Mutterlauten gegen die Gesetze der Natur losgerissen werden. Man unterhielt ihn nur Französisch und gab ihm zu seinem Vergnügen französische Bücher. Nur, wenn der Vater ihn zur Strafe etwas auswendig lernen ließ, bekam er deutsche Katechismen und Gesangbücher in die Hände, um ihm Sprache und Religion zugleich zu verekeln. Nachdem er die ersten sechs Jahre auf französischen Fuß behandelt worden, begann sein Jugendunterricht. Nach dem dazu entworfenen Plan sollte der Prinz das Lateinische gar nicht lernen, sich aber im Französischen und Deutschen eine elegante kurze Schreibart aneignen. Das Französische hatte der Prinz vorzugsweise lieb gewonnen, da er es ja als seine Muttersprache betrachten mußte. Nun führte ihm auch noch das Schicksal 1715 in der Person des Jaques Egide Duhan de Jandun einen Mann zu, der als geistreicher und gelehrter Franzose die volle Liebe des

Kronprinzen gewann, und ihm eine entschiedene Neigung für die französischen Redekünste und einen feinen Geschmack einflößte. Duhan wurde ihm als Präceptor bestellt, und erhielt in dem Lehrplan die Tagesordnung vorgeschrieben, nach welcher er den Thronerben wöchentlich einmal, Montags von 4 – 5 im deutschen Briefstyl üben sollte. Als echter Franzose weihte der Lehrer seinen Schüler mehr in das französische als deutsche Schriftenthum ein. Was sollte er auch mit einer deutschen Stunde anfangen! Ohnedies hatte ja in Deutschland die Morgenröthe eines bessern Geschmacks, welchen die Haller und Hagedorn unter dem Kampfe der Schweizer heraufzuführen bestimmt waren, den Gesichtskreis noch nicht erreicht. Klopstock, Lessing, Wieland, Kant und Winkelmann waren noch nicht geboren. Was Martin Opitz und Paul Flemming, Friedrich von Logau und Andreas Gryphius sammt einigen andern vorzüglichen Dichtern des 17ten Jahrhunders Ersprießliches geschaffen, das hatten die schwülstigen (Hoffmannswaldau und Lohenstein) und die wässerigen Poeten (Besser, Neukirch ꝛc.) durch ihren Dunst verhüllt. Die Ehre des dentschen Geschmacks mußte wieder neu geboren werden; Friedrich dem II. konnte sie nicht mehr zu Gute kommen. So schöpfte er den eigenen wissenschaftlichen und Kunstgenuß sein ganzes Leben hindurch aus den Schriften des Volks, dessen Sprache er sich am geläufigsten und liebsten bediente. Die Muttersprache konnte er nur dürftig und einseitig, fast bloß im Umgange mit der Menge, in den unerquicklichen Lehrstunden, bei den Waffenübungen und späterhin aus den Bittschriften und Kanzleiacten kennen lernen*).

---

*) Preuß im ersten Bande, S. 18—22 seines Werks: Friedrich der Große.

So ist es denn auch sehr erklärlich, daß Friedrich der deutschen Rechtschreibung gänzlich unkundig war und auch blieb.

So weit der Antheil, den Erziehung und Zeitumstände an Friedrichs Zurücksetzung der deutschen Sprache haben mußten.

Was hat er nun als selbständiger Prinz und als König gethan?

Friedrich überließ sich dem Eindruck, den die französische Sprache und Lectüre auf ihn als Knabe und Jüngling gemacht, auch als Mann, und enthielt sich der mündlichen und schriftlichen Mittheilung im Deutschen überall da, wo er unbeschadet seiner Regentenpflichten es thun konnte. Jenes that er, weil er nur im Französischen frei sich bewegen, also darin allein wissenschaftlich sich fortbilden und zugleich angenehm unterhalten konnte; dieses unterließ er, theils weil es ihm an hinreichender Kenntniß des Deutschen fehlte, um deutsche Schriftsteller fertig lesen und verstehen zu können, theils weil die stylistische Kraft derselben ihm zu wenig ausgebildet schien, um ihren Formen Geschmack abzugewinnen. In der Materie selbst, welche die deutschen Schriftsteller behandelten und in der ihnen eigenthümlichen Art der Auffassung lag es nicht, denn er las und studirte sie ja in der Uebersetzung, wie die philosophischen Schriften Wolf's; nur da, wo Phantasie, Witz und Gemüth vorherrschen sollten, wo es besonders auf leichten Fluß der Rede, auf Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks, auf melodischen Klang der Sprache ankam — also in dem Gebiet der schönen Redekünste, wo mehr der gebildete Geschmack als das eigentliche Wissen befriedigt werden soll, mehr nach ästhetischem Genuß als nach positiver Belehrung gestrebt wird, wo also die ganze Sprachform mit ihren rednerischen und

rhyth-

rhythmischen Elementen als Hauptsache erscheint: da fand er, daß die deutschen Schriftsteller gegen die französischen zurückstanden, und darnach bestimmte er seine Lectüre. Die französische Sprache und die französischen Schriftsteller waren ihm daher der Maßstab, woran er die deutsche Sprache und deren Schriftsteller legte; die griechischen und römischen Schriften aber fesselten ihn besonders durch den Inhalt und die Präcision der Darstellung. Daher bestand seine Handbibliothek auch nur aus alten Klassikern in französischer Uebersetzung und aus französischen Originalschriften*). Deutsche Schriften kamen ihm nur zufällig in die Hände, und das waren gerade nicht die besten; hohe Meisterwerke, wie sie ein Klopstock, Lessing, Wieland, Herder rc. nicht für Deutschland allein, sondern für ganz Europa geboren, wnrden ihm nur dem Namen nach durch Hörensagen bekannt und würden von ihm theilweise auch schwerlich verstanden worden sein. Da er aber der Meinung war, daß die deutschen Schriftsteller seiner Zeit nicht genießbar wären, welches sich freilich an einzelnen Schriften bestätigte, und da auch Keiner es wagte, ihn davon zurück zu bringen: so blieb ihm dieser Glaube, mit wenigen Ausnahmen, bis in sein Greisenalter, wo er, wie sich nachher zeigen wird, die ganze deutsche Literatur vor seiuen Richtstuhl zog.

Bis dahin wird man dem König noch keinen Vorwurf machen können; denn wie er in Bezug auf deutsche Schriftsteller gedacht, was er in der Wahl seiner Lectüre

---

*) Es ist bewundernswürdig, mit welchem Eifer er bis an das Ende seines Lebens für seine Bibliothek in Sans=Souci wie für seine Freunde Sorge getragen hat, um die besten Ausgaben von seinem Buchhändler Pitra zu erlangen. Mehrere fortlaufende Bestellungen dieser Art sind von seiner eignen Hand; das letzte Kabinetsschreiben ist gezeichnet: Potsdam le 11. Août 1786, also 6 Tage vor seinem Tode. S. Nouvelles lettres inedites de Frederic II. à son libraire Pitra. à Berlin, 1823.

für sich gethan oder unterlassen, ist rein subjectiv und beruht auf bloßer Privatneigung, die mit ihm als Pfleger und Schützer der deutschen Redekunst nicht zusammenhängt. Seine Vorliebe für französische Literatur schließt noch keinen Haß gegen die Deutschen in sich, der ihn bestimmen konnte, ihre Sprache zu unterdrücken, auch nicht einmal den Willen, das zu unterlassen, was ein Regent für die Förderung und Verbesserung der Literatur seines Landes thun kann. „Wie kann man, sagt Goethe, von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen*)." „Und wer, sagt der Philolog Wolf**), mag es dem mit ganz andern Gegenständen des Nachdenkens später umringten Monarchen verdenken, daß er in den Augenblicken, wo seine große Seele von Regierungssorgen sich erholte, lieber in einer fertig gemachten Sprache Unterhaltung suchte, und seine Meinung über die unsrige nicht änderte, und über eine Literatur, die noch immer nicht zu einer in sich geschlossenen und wohl verbundenen aufwachsen wollte, um sich mit den gebildetern Nachbarn zu messen?"

Weil er aber nach seinem viel fodernden Geschmack die deutsche Literatur seiner Zeit für barbarisch hielt, wollte er als Regent alle die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, anwenden, die Kräfte der Gelehrten und Denker anzuregen und sie zu größerer Thätigkeit für die gute Sache zu befeuern. Dies hat er mehrfach gethan. Im Jahre 1743 ermunterte er den Oberhofprediger Quandt und den Professor Flottwel in Königsberg

*) S. Goethe's Werke, Stuttgart und Tübingen, 1818. Bd. 18. S. 106.

**) Ueber ein Wort Friedrichs II. ꝛc. S. 4.

zur Begründung einer noch jetzt bestehenden deutschen Gesellschaft, der er die Rechte einer Königlichen bewilligte, ihr auf dem Schlosse ihre Sitzungen zu halten erlaubte und die Censurfreiheit ihrer Schriften gestattete. In der darüber erlassenen Cabinetsordre wird die Beförderung der Wissenschaft und Kunst und die Excolirung der deutschen Sprache als Zweck der Gesellschaft angegeben*).

In den Statuten der Akademie der Wissenschaften vom 24sten Januar 1744 werden die Worte der ersten Stiftungsurkunde vom Jahre 1700 wiederholt: „Es soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit und zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereicht, absonderlich mit besorgt werden, also daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzen sey." Daß es damit ernstlich gemeint war, davon zeugen die deutschen Mitglieder, die von Friedrich in das Interesse der Akademie gezogen wurden. Aus seinem Briefwechsel mit d'Alembert ergibt sich, daß beide ihre Aufmerksamkeit auf die ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten Europa's hinrichteten, und daß viele mehrmals zur Theilnahme eingeladen wurden, aber nicht kamen, weil sie der böse Ruf von Friedrichs religiösem Unglauben abschreckte. So Haller, Heyne, Michaelis, Johannes v. Müller. Auch berlinische Geistliche, wie Sack, Silberschlag rc. wurden mitwirkend herangezogen; mehrere ausgezeichnete Schulmänner und Philologen Berlins bereicherten durch Vorlesungen über deutsche Sprache das grammatische Gebiet derselben; An-

*) S. Schuberts historische und literarische Abhandlungen der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. 1ste Sammlung. Königsberg 1830. 8.

dere trugen den Preis davon, wie Herder in Bückeburg wegen seiner Abhandlung: „über den Ursprung der Sprache."

Mehrere deutsche Gelehrte wurden durch ehrenvolle Briefe des Königs oder durch mündliche Unterredungen mit ihm zu fruchtbaren schriftstellerischen Unternehmungen, besonders zu Uebersetzungen der Alten aufgemuntert, deren Studium er bei allen Gelegenheiten empfahl; noch Andere wurden schon durch den bloßen Ruf von des Königs gelegentlichen Aeußerungen bestimmt, ihre Kräfte zu versuchen und sich gerade an das zu machen, was Friedrich in der deutschen Sprache für unmöglich hielt. Beispiele davon sind zahlreich. So lernte er während des baierschen Erbfolgekrieges (1778) den edlen Garve in Breslau kennen, und ermunterte ihn nicht bloß zur Uebersetzung des Cicero von den Pflichten, sondern besprach sich auch mit ihm über die Art der Verdeutschung. Gelehrte wissen, welch' eine treffliche Arbeit daraus hervorging, die Friedrich mit einer sorgfältigen Durchsicht, einem höchst anerkennenden Schreiben und einer Pension von 200 Thalern belohnte. Eingedenk des glücklichen Uebersetzers ließ Friedrich ihn beim Herbstmanöver 1784 wieder zu sich rufen und erfreute ihn zugleich durch ein neues Ehrengeschenk. — Der Conrector Moritz, der sich durch eine Menge populärer Schriften ein nicht genug anerkanntes Verdienst um die Sprachbildung des deutschen Volks und die Förderung derselben in Schulen erworben, widmete dem Könige 1781 sechs deutsche Gedichte und überschickte ihm auch seine kleinen Schriften, die deutsche Sprache betreffend. Hierauf erhielt er folgendes Dankschreiben: „Malten alle deutsche Dichter wie ihr in euren mir zugesandten Gedichten mit so vielem Geschmack, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, der aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen

hervorblickt: so würde ich bald Meine landesväterlichen Wünsche erfüllt, und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure Schriften eröffnen Mir dazu eine angenehme Aussicht; sie haben Meinen völligen Beifall und Ich ermuntere euch zur fernern Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als euer gnädiger König." Aehnliche Dankschreiben erhielten auch die Uebersetzer lateinischer und griechischer Klassiker, namentlich des Horaz und Tacitus, Pindar und Plato. Joh. Sam. Müller in Hamburg übersetzte sämmtliche Werke des Tacitus*), und erzählt in seinem Vorbericht, daß ihm die Veranlassung dazu die Unterredung eines großen Monarchen mit einem berühmten Gelehrten gegeben, gegen den der König als Beweis der Härte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache auch den Mangel einer guten Uebersetzung des Tacitus hingestellt habe. Und obgleich er recht gut wisse, daß eine Copie niemals dem Urbilde gleich sei, auch ein französischer Scribent gesagt habe: wer den Tacitus verstehen will, muß selbst ein Tacitus sein, so habe er sich doch vorgenommen, einen Versuch zu machen, ob sein Beispiel etwa Andere bewegen könnte, es besser zu machen. Wirklich hatten Patzke, Goldhagen, Bahedt um dieselbe Zeit denselben Gedanken.

In dem Gesagten steht Friedrich der König mit seinem unbeschränkten Willen als Beschützer und Beförderer der Landessprache da, und wir werden im zweiten Abschnitt dieser Schrift sehen, daß seine Sorgfalt in dieser Beziehung auch auf die Schulen sich erstreckte. Wo tritt nun hier eine Verachtung der Sprache heraus?

---

*) 2 Bände. Hamburg 1765.

Eben so wenig wird man es dem König zum Vorwurf machen können, daß er die Poesie des Mittelalters, die in seiner Zeitperiode auflebte, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Wenn er also Myller's Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert (2 Bände. Berlin 1784 und 1785)*), die der Herausgeber dem König übersandt hatte „elendes Zeug" nennt, so werden wir zwar den Ausdruck nicht in Schutz nehmen, aber doch immer nur ein Geschmacksurtheil darin sehen können, das, trotz aller Widersprüche, auch seine Vertheidiger, selbst unter spätern hochgebildeten Dichtern, und Schriftstellern gefunden hat. Der Sprachgelehrte freilich hat bei dem Studium früherer Jahrhunderte ganz andere Zwecke als der bloße Leser. Jener steigt mühsam und unverdrossen in die Schachten hinunter, um das Erz zu suchen; dieser verlangt das reine, gediegene Gold selbst. Jenem ist es schon Genuß, etwas zu Tage gefördert zu haben, das sein historisches Wissen bereichert; diesem liegt nur an der Befriedigung seines Schönheitsgefühls. Und ein König, der fern von dem Studium der Grammatik und der Dialekte kaum den Zusammenhang des Minnegesanges mit seiner Zeit ahnen mochte, am wenigsten aber glauben konnte, daß darin ein Beförderungsmittel für neu-deutsche Poesie und Sprache gegeben sei, hätte hier, seinen gebildeten Geschmack verleugnend, anders urtheilen sollen?

---

*) Das Studium der mittelhochdeutschen Literatur war erst 1748 durch Bodmer und Breitinger angeregt worden, und selbst unter den Sprachgelehrten noch so wenig bekannt, daß Myller keinen Verleger für seine Gedichtsammlung finden konnte: Er wünschte daher zur Förderung seines Unternehmens, das er 1780 ankündigte, die Unterstützung von dreißig Freunden, von denen Jeder drei Jahre hinter einander 15 Thaler jährlich beitragen möchte; er selbst gab ein Ansehnliches dazu her, und besorgte die mühevolle Arbeit unentgeltlich. Hätte er nur der Sprachwissenschaft auch viel dadurch geleistet!

Wenn sich jemals Cicero's Lob der Wissenschaften an irgend einem Freunde derselben in seiner vollen Wahrheit bewährt hat*): so war es an Friedrich. Ihm waren sie zu jeder Zeit ein reicher Quell der Zufriedenheit, eine Ergötzlichkeit im Alter, ein Trost im Unglück, ein Labsal im Felde wie im Kabinet, bei Tage und bei Nacht, ohne, wie der stolze Gelehrte, von Eitelkeit und Eifersucht getrieben zu werden. Sie waren ihm süßes Lebensbedürfniß.

Man sollte glauben, daß ein König, der deutsche Schriftsteller wirklich verachtet, sie auch nicht geflissentlich aufgesucht und sich gern ganze Stunden mit ihnen unterhalten haben würde. Und doch hat dies Friedrich gethan, wiederholt gethan, und Vergnügen an solchen Unterhaltungen gefunden. Zu den Gelehrten, denen diese Ehre zu Theil wurde, gehören der Zeit nach: Tralles in Breslau 1757, Gottsched in Leipzig 1757, Gellert in Leipzig 1760, Lambert 1764, Daries 1766, Sulzer 1777, Dohm 1777, Garve 1779 und 1784, Joh. v. Müller 1781, v. Massenbach 1782, Meierotto 1783, Biester 1784, Gleim 1785. Mehrere von ihnen haben ihre Unterredungen mit dem Könige durch den Druck bekannt gemacht; doch haben wohl nur wenige Eingeweihte der Literatur Kenntniß davon genommen, ungeachtet die Sache an sich schon anziehend, für die Person des Königs aber sehr charakteristisch ist, daher Einiges davon hier an seiner rechten Stelle stehen wird. Zu dem Professor Gottsched in Leipzig, der seinen frühern Ruhm nur theilweise in der Geschichte unserer Literatur bewahren konnte, äußerte der König: „ich bin nur ein zu alter Kerl, um noch Deutsch zu lernen,

*) Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Cic. pro Arch. c. 7.

und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe; ich würde sonst gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben." — Gottsched selbst hat in seiner starren und eiteln Manier einem Freunde in Halberstadt das Wesentliche seiner Unterredung mit Friedrich mitgetheilt*). „Als Sr. Königl. Majestät, schreibt er, den 15ten October hieherkamen, und von der Universität Abgeordneten bewillkommt wurden, geruhten Dieselben sogleich sich nach mir und meiner Freundinn**) zu erkundigen, mit Befehl Demselben aufzuwarten. Ich that es mit der Besorgniß und Kleinmuth, die mir in Ansehung der hohen Meinung von dem großen Geiste und vieler Einsicht dieses Herr'n nothwendig ankleben mußten. Allein das ungemein gnädige Bezeigen Desselben vertrieb mir dieselbe gar bald, und ich war ganz erstaunet, als Sr. Königl. Majestät geruheten sich ganzer 3½ Stunden mit mir zu unterreden.

Dichtkunst, Philosophie, Historie, Beredsamkeit und dergleichen waren der Inhalt seiner Gespräche, und ich kann ohne Vergrößerung sagen, daß ich denselben überall als einen Gelehrten gefunden, der sein Lebenlang sonst

---

*) Wie anmaßend er sich bei dieser Unterredung gezeigt haben mag, ergibt sich aus einer Anekdote, die Friedrich an der Tafel der Herzogin von Gotha 1762 mit großer Lebhaftigkeit im Beisein des göttingischen Professors Pütter erzählte. Er habe, sagt er, in Leipzig einmal mit Gottsched davon gesprochen, daß die französische Sprache doch noch viele Vorzüge vor der deutschen habe, unter andern, daß in ihr ein Wort oft in mehrern Bedeutungen gebraucht werden könne, wogegen man im Deutschen erst mehrere Ausdrücke zusammen suchen müsse. Da habe Gottsched geantwortet: das wollen wir noch machen. Diese Worte wiederholte der König mehrere Male mit großem Nachdruck. (S. Pütters Selbstbiographie).

**) Bekanntlich nannte Gottsched seine gelehrte Frau, Adelgunde geb. Kulmus aus Hamburg, seine Freundinn.

mit nichts beschäftigt gewesen. Beim Schlusse der Aufwartung thaten Sie mir noch die Gnade, mir eine französische Uebersetzung von der 29sten Ode des 3ten Buches Horazens vorzulesen, darin die 4 letzten Strophen gewiß in Dero jetzigen Umständen bedenklich waren und die Sie mir zweimal vorlasen. Sonntags Abends beehrten Sr. Majestät mich mit einer eigenhändigen Zuschrift oder vielmehr mit einem französischen Gedichte von Dero Arbeit, das von den unter uns vorgefallnen Gesprächen handelte, nachdem ich die eine aufgegebene Strophe aus dem Rousseau (die 7te des 2ten Buchs) verdeutscht übersendet hatte. Denselben Tag lief die böse Nachricht aus Berlin ein, und den 17ten rückten Sr. Majestät nach Torgau, wozu ich demselben noch beim Aufsteigen Glück wünschte.

Den 26sten kamen Sr. Königl. Majestät wieder, und kaum hatten Dieselben die Mittagstafel aufgehoben, als ich von Neuem Befehl erhielt, aufzuwarten. Dieses Gespräch dauerte von eben solchen Unterredungen eine Stunde, aber beim Abschiede erhielt ich Befehl, morgen wieder zu kommen, und gewisse Sachen von meiner Freundinn Arbeit mitzubringen. Ich that es, brachte aber auch eine poetische Antwort auf das französische Gedicht mit, und Sr. Königl. Majestät waren so gnädig, alle diese Stücke, davon letzteres doch 185 Zeilen lang war, mit unbeschreiblicher Geduld selbst laut durchzulesen. Nach vielen anderen Gesprächen von den französischen Poeten und ihrem Unterschiede, sonderlich in Trauerspielen, schlug es 7 Uhr, und ich war gleichwohl gegen 5 Uhr zu demselben eingelassen worden, und hier meldete ein Bedienter: sie wären beisammen. Der König sprang auf, nahm Hut uud Stock und ging in das große Vorzimmer, wo die ganze Generalität Ihrer damals hier versammelten Armee auf Befehl er-

schienen war. Sie erhielten dazumal Befehl, morgen, als den 28sten dem Feinde, der eine Meile von unserer Stadt stand, von hieraus entgegen zu rücken, und demselben eine Schlacht zu liefern. Von dieser wichtigen Verrichtung kam der König in wenigen Minuten wieder zu mir ins Kabinet und setzte seinen vorigen Discours fort, als ob ihn nichts darin gestört. Nach einigen Minuten meldete man abermals die drei Prinzen. Er sprang wieder auf und ging zu ihnen hinaus, und wie ich nachgehends erfahren, haben dieselben für die vom Marsch ermüdeten Truppen eine Ruhe von ein Paar Tagen ausgewirkt*)." Leipzig den 15ten November 1757.

Die Unterredung mit Gellert hat dieser selbst dialogisch, aber wohl nicht vollständig, in seiner naiven Weise mitgetheilt. Der König ließ ihn durch den Obersten Charles Guischardt (dem Friedrich den Namen Quintus Icilius gegeben hatte) zu sich rufen, und redete ihn mit der Frage an:

„Ist er der Professor Gellert?

Ja, Ihro Majestät.

„Der Englische Gesandte hat mir viel Gutes von ihm gesagt. Wo ist er her?

Von Hänichen bei Freiberg.

„Hat er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

Ja, Ihro Majestät.

„Sage er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben?

Quintus Icilius: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen la Fontaine nennen.

„Das ist viel. Hat er den la Fontaine gelesen?

---

*) S. Militair-Wochenblatt. Berlin 1837. No. 17. S. 67.

Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.

„Gut, das ist einer; aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?

Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. — —

„Nein, das kann ich nicht sagen —

Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

„Das ist wahr. — Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Es fehlt uns auch daran nicht; wir haben einen Mascov*), einen Cramer**), der den Bossuet***) fortgesetzt hat.

*) Joh. Jac. Mascov, geb. zu Danzig 1689, gest. als Professor der Rechte und Rathsherr zu Leipzig 1761 schrieb eine unvollendete Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie. Leipzig 1726 in 4., deren Fortsetzung Leipzig 1737 in 2 Quartbänden erschien. Dies ist die erste Geschichte unsers Volks, die in mehrere lebende Sprachen übersetzt, lange Zeit als Muster historischer Composition gegolten hat. — Späterhin, aber noch bei Lebzeiten Friedrichs, erschien Justus Möser's aus Quellenstudium und tiefer Kenntniß des deutschen Volkslebens hervorgegangene „Osnabrück'sche Geschichte" 1765, 3 Thl. 8., welche zeigt, wie die Wissenschaft der Geschichte behandelt werden muß. — Die Deutschen hatten allerdings die oratorische und didaktische Schreibart viel früher als die historische, in der man nur Chroniken aufweisen konnte.

**) Jac. Benignus Bossuet, geb. zu Dijon 1627, gest. zu Paris 1704, einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit, schrieb zum Gebrauche des Dauphin: Discours sur l'Histoire universelle, depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charle-Magne. Paris 1681. 4. Das Werk wurde in der Folge fortgesetzt, aber nicht in Bossuet's Geist.

***) Joh. Andreas Cramer, geb. 1723, gest. 1788, der berühmte (aber dem König nicht bekannte) Odendichter, der David, Luther und Melanchthon in hohem Flug besungen, eröffnete die Bahn seines Ruhms mit der Uebersetzung des Bossuet, die zu Hamburg von 1748—1756 in 7 Theilen gr. 8. herauskam, und die er mit schätzbaren Abhandlungen zur Erläuterung der bürgerlichen und Kirchengeschichte begleitete, wodurch er sein Talent als Uebersetzer und Geschichtschreiber zugleich bekundete.

„Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat!

Ja und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit, und mit noch mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

„Hat's der Mann auch verstanden?

Die Welt glaubt es.

„Aber warum macht sich keiner an den Tacitum? den sollte man gut übersetzen.

Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

„Da hat er recht.

Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben. Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer nur Kriege. Vielleicht ist jetzo das kriegerische Säculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlt.

„Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.

Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

„Wie will er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Nicht eben das; ich wünsche nur, daß jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte. — —

„Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Ich bin einmal in Berlin gewesen.

„Er sollte reisen.

Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

„Was hat er denn für eine Krankheit, etwa die gelehrte?

Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

„Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Woche Rhabarber nehmen.

Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesunder wäre als ich, so würde ich's nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

„So muß er fahren.

Dazu fehlt mir das Vermögen.

„Ja das ist wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten.

„Wie kann ich denn? hat er denn nicht gehört, es sind ja drei wider mich.

Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

„Was meint er, wer ist schöner in der Epopee, Homer oder Virgil?

Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

„Aber Virgil ist viel polirter.

Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können; ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug gibt.

„Man muß aber auch nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Quintus Icilius: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

„So? hat er denn auch wider den stylum curiae geschrieben?

Ach ja, Ihro Majestät.

„Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes; sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen wo Sie befehlen.

„Kann er keine von seinen Fabeln auswendig?

Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

„Besinne er sich, ich will unterdessen herumgehen. —— Nun hat er eine?

Ja, Ihro Majestät.

Gellert sprach nun die Fabel: „der kluge Mahler ꝛc.

„Und die Moral?

Gleich Ihro Majestät. (Gellert spricht sie).

„Das ist schön, recht schön; er hat so was Coulantes in seinem Wesen. Das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia*) vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden; sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch**), gebracht, den habe ich weggeworfen.

Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

„Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wieder kommen und seine Fabeln mitbringen und mir daraus vorlesen.

---

*) Die ganz verfehlte Gottschedische Uebersetzung der Iphigenia von Racine war schon Leipzig 1741 erschienen.

**) Pietsch, Professor in Königsberg und Lehrer Gottsched's, war schon 1733 gestorben.

Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.

„Ja, wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. — Nun komme er bald wieder*)

Mit Sulzer hat der König öfter gesprochen, noch am Ende seines Lebens, wo er sich bei ihm nach dem Zustande der unter seiner Leitung stehenden Schulen erkundigte.

Der treffliche Garve hat seine Unterredung mit dem Könige nicht bekannt gemacht, weil sie ihm nicht lehrreich genug für das größere Publikum zu sein schien. „Aber, sagt er in seiner Charakteristik, sie ließ tiefe und dauerhafte Eindrücke in meinem Gemüth zurück, und veranlaßte mich zu einem ernsthafteren Studium seiner Schriften und seiner Geschichte, als ich sonst würde angestellt haben." Und einige Seiten darauf wendet er den Vers des Ariost (Orlando furisso X. 84, 6) auf ihn an:

natura il fece, e poi ruppe la stampa

(Die Natur machte ihn und zerbrach nachher das Model).

Der Historiker Joh. v. Müller wurde dem Könige unter den glücklichsten Anspicien den 12ten Februar 1781 in Potsdam vorgestellt, — aber er hatte nicht das Glück

---

*) Den folgenden Tag hat der König bei Tafel gesagt: c'est le plus raisonnable de tous les savans allemands. Dies Urtheil bezieht sich höchst wahrscheinlich auf die Anspruchlosigkeit und den Freimuth des Mannes, im Gegensatze von der professorischen Eitelkeit und Gefallsucht Gottsched's. Auch ermunterte der König den Buchhändler Pauli, eine Schulausgabe von Gellerts Fabeln zu veranstalten, auf die er ihm ein ausschließliches Privilegium ertheilte. — Vervollständigt wird diese Unterredung durch einen Brief Gellerts an Rabener, in welchem er sagt, daß sie von 4 bis 5¾ Uhr gedauert, daß aber den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, wider die Klugheit sein würde. S. Rabners Satiren Th. 3. Frankfurt und Leipzig 1762.

**) Theil I. S. 7.

zu gefallen. Der König fand ihn, wie er sich in seinem Schreiben an d'Alembert (der ihn empfohlen hatte) ausdruckt: minutieux, vermuthlich, weil Müller in dieser Unterredung Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen anstellte. Müller selbst aber war ungeachtet des unerfreulichen Ausgangs doch von dem großen Manne begeistert, wie seine Briefe an Gleim und Bonstetten beweisen. Man kennt die nachherigen Schicksale des großen Geschichtforschers, dem es erst 1804 vergönnt war, als Mitglied der Akademie in Preußische Dienste zu treten, und der endlich als Westphälischer Staatsrath in Kassel 1809 sterben mußte. Besser war seine Aufnahme bei Napoleon, die er in einem Briefe an seinen Bruder genau beschreibt, und sie mit der Unterredung Friedrichs vergleichend zusammenstellt. Dabei sagt er: „Seit der Audienz bei Friedrich hatte ich nie eine mannichfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Tone viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei Friedrich."

Den Professor Daries in Frankfurt, den der König aus seinen Schriften kennen gelernt, und 1764 von Jena berufen hatte, ließ er einige Jahre nachher bei einer Durchreise zu sich kommen. In der Unterredung fragte er ihn, ob er auch mit dem Descartes bekannt sei. Daries antwortete: Ew. Majestät werden den Cartesius meinen. Wie sollte ich den nicht kennen! Da wäre ich ein schlechter Professor. Ich benutze seine Schriften bei meinen Vorlesungen. Hierauf fragte ihn der König nach Locke und dessen Meinung, daß die Pflanzen auch eine Art von Em-

Empfindung haben, worauf Daries erklärte, daß die Sache dunkel und schwer auszumachen sei, daß aber Locke als tiefer Denker seine ganze Hochachtung verdiene.

Auch mit Aerzten ließ er sich in Unterredungen über ihre Curen ein. So mit Tralles in Breslau, mit Theden und besonders mit dem hannöverschen Leibarzt Zimmermann. Man sieht, wie der König jede Gelegenheit benutzte, sein eignes Wissen zu bereichern und zu berichtigen.

Der Kirchenrath Meierotto wurde nebst dem Director Merian den 22sten Januar 1783 zum König gerufen. Das Gespräch, theils Deutsch, theils Französisch, drehte sich meist um das Schulwesen, besonders um den Zustand des Joachimsthalischen Gymnasii, und um deutsche Literatur*). (s. zweiten Abschn.)

Von der Unterredung Gleim's, den man den deutschen Anakreon nannte, wissen wir nichts weiter, als was sein Biograph Körte in den Papieren desselben vorgefunden, und was der Dichter auf folgende Art zu versifiziren für gut gefunden hat:

„Wie heißt der Domdechant?" — v. Hardenberg. — „Macht der auch Verse?" — Mehr als ich.

*) Das Nähere enthält „Brunn's Versuch einer Lebensbeschreibung Meierotto's. Berlin 1802." Der Verf. erklärt das, was über die Unterredung in Winkopp's Bibliothek für Denker rc. (auch in Meister's „Friedrich des Großen Rücksicht auf Verbesserung teutscher Sprache. Zürch 1787") abgedruckt ist, für unrichtig und erdichtet. Wir zweifeln nicht daran, möchten aber doch nicht Alles für falsch halten. Friedrich z. B. fragt: „wird der Quintilian so getrieben, wie ich es befohlen habe? —" Ja, Sire, antwortet Meierotto. „Nun wie denn? wer erklärt ihn?" Nun erzählt Meierotto, in welcher Art er die Lesung des Quintilian mit den Reden des Cicero in Verbindung bringe. Und wirklich hat er es gerade so gemacht, wie alle meine Coätanen sich erinnern werden. Ich habe dies schon einmal gesagt in meiner Schrift: „die Bildung zur deutschen Beredsamkeit." Berlin 1831. S. 82. Anmerkung.

„Macht er sie auch so gut als Er?“
Ich glaube nein; man schmeichelt sich
Am liebsten selbst. — „Da hat Er Recht! Die Brüder
Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht.“
Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und Keiner spricht
Von seinen Versen. — „Das ist besser
Als wenn Ihr's thätet! Aber sagt:
Ist Wieland groß, ist Klopstock größer?“
Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt.
„Er ist nicht stolz?“ — Ich bin's in diesem Augenblick,
Sonst eben nicht. — „Er geht nach Halberstadt zurück,
In's hochgelobte Mutterland?“
Ja, Ihro Majestät. — „Grüß er den Domdechant.“

Außer den Genannten hatte Friedrich noch einige Gelehrte der französischen Colonie oft und gern um sich. Dahin gehört besonders Merian, Mitglied der Akademie, der besonders in den Winterabenden zu seiner Unterhaltung diente, und ihm andere Gelehrte zuführte. Denn das Haus dieses Mannes war, wie Friedrich Ancillon in seiner Lobschrift (1810) auf Merian sagt: une galérie animée et vivante de toutes les nations, de tous les rangs, de tous les états. Eben so hatte der Geheimrath Formey viele Unterredungen mit Friedrich, der sogar Hauptmitarbeiter an Formey's Journal de Berlin war. —

Einige der berühmtesten Schriftsteller unserer Literatur kannten zwar den König nicht von Person, wünschten aber doch in seinen Staaten zu leben. Dahin gehört Winkelmann, der Begründer der Kunstkenntniß und Alterthumswissenschaft. Er kam 1752 nach Potsdam und schrieb seinem Freunde Berendts: „ich habe Athen und Spartan in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungswürdigen Verehrung gegen den göttlichen

Monarchen erfüllt." Späterhin 1767 (also ein Jahr vor seiner Ermordung) schrieb er demselben Freunde von Rom aus, der König habe ihn zum Oberbibliothekar und Aufseher über das Kunst- und Münz-Cabinet in Berlin berufen, die Sache aber habe sich zerschlagen, da er 2000 Thl. Gehalt verlangte. — Rabener, der sehr launig seinem Freunde Gellert schreibt: „Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch mehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat," meldet ihm: „Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Tractaten, wer ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn aber ein Franzose sein, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen König bekannt macht? Ich habe mich bei dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich nicht durch seine Vermittelung den König würde sehen können, da ich nicht geübt genug sey, Französisch mit ihm und noch weniger mit dem König zu sprechen."— Dieser hat zwar genehmigt, Deutsch mit ihm zu reden, aber Rabener ist nicht vorgestellt werden*). Auch Klopstock wäre lieber nach Berlin als nach Kopenhagen gegangen; aber der Sänger des Messias, der voll gläubiger Begeisterung die Erlösung des sündigen Menschengeschlechts in einem heiligen Epos verkündete, paßte nicht für die religiösen Abstractionen des Königs. Desto begeisterter für ihn erhoben sich die Lyriker v. Kleist und besonders Gleim und Ramler, die nicht aufhören konnten Friedrichs Ruhm zu verkünden und seine Kriegsthaten zu preisen, ungeachtet der König von ihnen wenig Kenntniß nahm; dennoch nannte ihn Ramler den Einzigen. Aber die in der neuern Geschichte unerhörte Erscheinung,

*) S. Rabener's Briefe. Leipzig 1772.

einen Mann von solchen Anlagen, solcher Vielseitigkeit der Ausbildung und solcher Thätigkeit auf einem Throne zu sehen, begeisterte Alle und Alle fanden sich schon geehrt und ermuntert, auch ohne Anerkennung ihres eigenen Werths einen solchen Monarchen den ihrigen nennen zu können. So kam, wie Goethe sagt, der erste wahre und höhere Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie*).

*) Wahrheit und Dichtung, 2. Theil, 1. Buch.

8. Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur.

Was Friedrich über deutsche Sprache und Literatur gedacht und seinen gelehrten Freunden bald mündlich bald schriftlich geäußert hatte, stellte er im spätern Lebensalter (im 68 J.) gewissermaßen systematisch in einer eigenen Schrift zusammen, die er unter dem Titel:

De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. A Berlin, chez Decker 1780. (80 Octav=Seiten)

drucken und gleichzeitig in's Deutsche übersetzen ließ.

Die nähere Veranlassung dazu gab wohl ein literarisches Gespräch, welches der König 1779 zu Breslau mit seinem gelehrten Minister v. Herzberg führte, den er wegen der Friedensunterhandlungen von Teschen bei sich hatte. Friedrich hatte geäußert, er zweifle, ob Tacitus mit eben so nachdrücklicher Kürze in's Deutsche übersetzt werden könne als in's Französische. Zu gleicher Zeit stimmte er für die Meinung, daß die Gothen aus Schweden gekommen und daß die Parthischen Könige aus dem Geschlecht der Arsaciden in der Geschichte eine weit glänzendere Rolle gespielt hätten als die Germanen. Der Graf v. Herzberg behauptete in beiden Beziehungen das Gegentheil, und schickte dem König am folgenden Tage eine Probe von einer deutschen und französischen Uebersetzung des Tacitus, und zwar das 17te und 44ste Capitel aus dessen Schrift über Germanien. Die Uebersetzungen standen mit dem Original in drei Columnen von

gleicher Größe neben einander, um dem König die Vergleichung zu erleichtern. In dem Schreiben, womit der Minister seine Arbeit begleitete, sagt er zugleich, daß der von ihm gewählte Abschnitt auch beweise, welch großen Vorzug Tacitus den Germanen über die Parther und die Arsaciden gegeben, und daß die Gothen, Sueven oder Vandalen, die Longobarden, Angeln &c. und andere Völker ihren Wohnsitz zwischen der Elbe und Weichsel, also gerade in Gegenden gehabt hätten, die sich jetzt unter der Herrschaft des Königs befänden. Friedrich schickte schon eine halbe Stunde darauf dem Minister seinen Brief mit folgender Randbemerkung zurück: „Ich las Ihren Versuch einer Uebersetzung aus dem Tacitus, und es läßt sich dagegen nichts sagen. Aber er enthält nur eine Beschreibung von den Sitten der Deutschen, und so etwas zu übersetzen ist nicht schwer; wohl aber sein spruchreicher und nachdrücklicher Styl, in welchem er mit wenig Worten den Charakter und die Laster der römischen Kaiser zeichnet. Mögen die Uebersetzer sich versuchen an dem Leben des Tiberius, des Claudius! die lakonische und zugleich malerische Schreibart, in der er mit zwei Worten so viel sagt: das ist es, was von unsern Schriftstellern Nachahmung verdient. Wenig Worte und viel Sinn. Sehen Sie da die unverletzliche Regel, welche Sie bei Ihren Arbeiten im Auge haben müssen. Quot verba tot pondera! Ich bitte Sie um Verzeihung, daß meine Ignoranz so dreist ist, vor Ihrer Sapienz Latein anzuführen*). Ich hoffe, Sie werden mir meine Anmaßung zu gut halten.“

Im folgenden Jahre 1780 fand Herzberg bei der Königlichen Tafel abermals Gelegenheit, die kurz vorher

*) Der König liebte solche lateinische Reminiscenzen ihrer Kürze wegen.

in einer eigenen Abhandlung vor der Akademie bewiesene historische Thatsache zu berühren, daß der Norden des alten Germaniens das Stammland der heroischen Nationen gewesen, die in der Völkerwanderung auf den Trümmern des römischen Reichs die Hauptstaaten des heutigen Europa gegründet hätten, worauf Friedrich erwiederte, daß es ihn freue, ein König der tapfern und starken Deutschen zu sein. In Folge dieser mündlichen Besprechung über einen dem König so wichtigen Gegenstand, reifte in ihm der Entschluß, die fragliche Abhandlung zu schreiben, und darin seine Ansicht von Sprache und Literatur zu veröffentlichen. Im November ließ er den Grafen v. Herzberg nach Sans-Souci kommen, las ihm seine Abhandlung vor, und trug ihm auf, sie drucken und in's Deutsche übersetzen zu lassen, welches auch durch den vielfach verdienten Geheimrath v. Dohm geschah. Der Minister hatte sich bei der Vorlesung der Abhandlung manche Bemerkung zu Gunsten der deutschen Sprache erlaubt, glaubte aber solche noch anderweitig unterstützen zu müssen, und legte daher in einem Schreiben vom 8ten November dem Könige die Uebersetzung einer schwierigern Stelle des Tacitus aus den Annalen desselben (l. 14, c. 53) vor. Es ist die Rede, in welcher Seneca seine Güter dem Nero zurückzustellen bemüht ist. In dem Schreiben sagt er, daß er mit dem Original die Uebersetzung des Amelot de la Houssaye verglichen, die nur eine französirte Paraphrase zu sein scheine, ohne daß der Uebersetzer den wahren Sinn des Autors getroffen habe. Der König fand in der Herzbergschen Uebersetzung gutes Deutsch, gab ihm dies in einem Billet zu erkennen, und schickte ihm nun den Schluß seiner Abhandlung zu. Der Minister schlug noch einige kleine Abänderungen in derselben, Namen und Citate betreffend, vor, doch wollte der König

nichts mehr daran ändern, und die Abhandlung erschien Französisch und Deutsch*) zu Ende des Jahres 1780.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Schrift unter den gebildeten Ständen große Aufmerksamkeit erregen mußte, ungeachtet man schon des Königs Ansichten von deutscher Sprache und Literatur zu kennen meinte. Unter den damaligen Gelehrten erhoben sich mehrere Gegner, namentlich Jerusalem, Tralles, Affsprung, Just. Möser, Wetzel, Gomprez, der seine Schrift sogar dem Könige dedicirte, von dem sie auch mit Dank aufgenommen wurde. Die meiste Bedeutsamkeit hat Jerusalem „über die deutsche Sprache und Literatur, Berlin 1781," der eine bescheidene Apologie für die deutsche Literatur macht, dem König aber auch in mehreren Punkten Recht gibt. Er hatte die Schrift in Form eines Schreibens an die verwittwete Herzogin v. Braunschweig abgefaßt, welche die Meinung des Abts zu wissen verlangte, und nun auch dem Könige das Schreiben zuschickte, für den es auf Herzberg's Veranstaltung durch le Coq in's Französische übersetzt wurde. Auch einer seiner geistvollsten deutschen Lieblinge, der russische Oberst Grimm in Paris, dem der König durch d'Alembert ein Exemplar seiner Abhandlung geschenkt hatte, sprach über dieselbe sein freimüthiges Urtheil in einem Dankschreiben vom 19ten März 1781 aus**). Er sagt darin: „Mark Aurel Friedrich (so nannte er den König) hat unter andern auch das mit dem Mark Aurel Artonin gemein, daß er, so wie

*) Der Briefwechsel darüber zwischen dem König und dem Minister ist vollständig abgedruckt in den Supplementen zu des Königs Werken, 3ter Band S. 55—65, und in Meister's Schrift: Friedrich des Großen wohlthätige Rücksicht auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Literatur, S. 3—24.

**) Supplemente zu den hinterlassenen Werken ꝛc. 3ter Band S. 143—144.

dieser das Lateinische verschmähte und Griechisch schrieb, nicht in seiner Sprache schreiben mag, und die Sprache Racine's und Voltaire's vorzieht. Die Deutschen sagen: die Geschenke, die er ihnen ankündige und verspreche, hätten sie größtentheils schon; ihre Sprache sei nicht mehr das barbarische, rauhe, weitschweifige, verwickelte Rothwelsch, das man vor funfzig oder sechszig Jahren schrieb; sie habe Harmonie, Numerus, Präzision und Stärke bekommen, und da sie an sich selbst sehr reich sei, sich bald in alle nur wünschenswerthe Formen gefügt. Ich für mein Theil lebe seit meiner frühsten Jugend außer meinem Vaterlande, kann seit vielen Jahren beinah gar keine Zeit auf die Lectüre wenden, und bin nicht im Stande diesen Prozeß zu schlichten; aber so viel ist wahr, daß man mir jedesmal, wenn ich durch Deutschland gereis't bin, vollkommen gut geschriebene Sachen gezeigt hat, in denen ich das altdeutsche Rothwelsch nicht mehr gefunden, und daher den Schluß gemacht habe: mit den Köpfen in Deutschland müsse eine große Revolution vorgegangen sein. Ein Land, das in Einem Jahrhundert einen Friedrich und eine Katharina geboren hat, war in meinen Augen das erste in der Welt; und da die Natur alles durch Mittheilung wirkt, so dünkte mich, zwei solche Phänomene hätten nicht einzeln bleiben können, und müßten das größte Gefolge gehabt haben, obgleich kein Souverain auf den Gedanken gekommen sei, dies aufzumuntern. Besonders hat mich in Mark Aurel's Schrift die Sorgfalt für die Verbesserung der Studien gerührt, die man auf jedem Blatte bemerkt ꝛc."

Tiefer geht Garve*) auf die Schrift des Königs ein, und faßt sein Urtheil darüber in den Worten zusammen:

*) Fragmente ꝛc. 2. Thl. 2. Aufl. Berlin 1801. S. 30 seq.

„In der Schrift des Königs sind selbstgedachte Urtheile mit solchen, die er nur auf Treu und Glauben angenommen hat, Wahrheiten mit Irrthümern, eine gegründete Kritik der deutschen Schriftsteller, die Beherzigung verdient, mit einem unverdienten Tadel der deutschen Sprache und Literatur verbunden, welcher nichts in beiden zu bessern vermag."

Wenn wir auch im Ganzen diesem Urtheil beitreten, so glauben wir doch, es theils näher bestimmen nnd ergänzen, theils und besonders aber zum Schutze Friedrichs dasjenige anfügen zu müssen, was die Meisten seiner Opponenten in dem Gefühl ihres Unwillens übersehen haben. Es wird dies um so nöthiger sein, da uns nicht wenig kecke Urtheile über Friedrichs Schrift vorgekommen sind, denen man es ansieht, daß ihre Richter die Schrift selbst gar nicht gelesen oder verstanden, und blindlings nachgesprochen haben, was sich an ihnen durch Hörensagen festgesetzt hatte.

Die Schrift zerfällt, wie schon der Titel sagt, in zwei Haupttheile. Der erste behandelt das Fehlerhafte unserer Sprache und Literatur, der zweite die Mittel zu ihrer Verbesserung. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher er den Gang der Sprachbildung bei den Griechen und Römern zeichnet, und den Grundsatz aufstellt, daß kein Schriftsteller gut schreiben könne, wenn seine Sprache weder ausgebildet noch polirt sei, geht er

1) auf die Beurtheilung der deutschen Sprache selbst ein, die er wegen der vielen verschiedenen Mundarten halb barbarisch nennt. Griechenland hatte zwar auch seine Dialekte, aber seine Dichter, Redner, Geschichtschreiber gaben der Sprache feste Bildung. Uns fehlt solche, besonders in den Redekünsten. Eine Ausnahme in der Poesie machen Gellert in der Fabel und

Geßner in der Idylle, auch Canitz (ist erträglich) und ein Ungenannter (Götz); in der Beredsamkeit Quandt, in der Geschichte Mascow. Eben so ist es mit der deutschen Bühne, die nur eine ächte, originelle Komödie besitzt, den Postzug. Nun kommt er

2) auf die Ursachen dieser Barbarei. Die Schuld, sagt er, schreibe er nicht der Nation zu; ihr fehlt es weder an Geist noch an Genie, sie ward aber aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich gleichzeitig mit ihren Nachbarn emporzuschwingen. Er nennt folgende:

a) Deutschland wurde, erschüttert von Theologen, in zwei Parteien getheilt, deren jede durch gegenseitigen Haß und Schwärmerei sich auszeichnete;

b) Das Land wurde dreißig Jahre hindurch von zwanzig verschiedenen Kriegsheeren verheert und geplündert; und erschöpfte

c) als der Westphälische Friede dem Blutvergießen ein Ende gemacht, vollends seine Kraft gegen die Pforte und gegen Frankreich.

3) Erst nach dem spanischen Erbfolgekrieg (1714) fingen die Deutschen an, ihren äußern Zustand zu verbessern (ungestörter Landbau, Wiederaufbau zerstörter Flecken und Städte, neue und verschönerte Anlagen, Wachsthum der Bevölkerung, Luxus), und es gelang ihnen.

4) Nun sei es aber auch Zeit, an der Hand der Musen in den Tempel des Nachruhms einzugehen; er wolle daher untersuchen, was wir zu thun hätten, um aus unsern Gefilden die noch übrigen Disteln der Barbarei zu entwurzeln und den Fortgang der höhern Cultur, nach welcher unsere Landsleute streben, zu beschleunigen. Hiermit geht er

5) auf die anzuwendenden Mittel über. Diese findet er

a) in der Vervollkommnung der Sprache (Ausfeilung und Glättung; Klarheit und Präcision des Ausdrucks);

b) in einer geschmackvolleren Betreibung klassischer Schul-Studien (bisher Pedanterie und schwerfällige Auslegung der Alten; Vernachlässigung des Griechischen und Lateinischen unter der Jugend; Mangel an guten, methodisch gebildeten Lehrern in der Sprachkunst, Dialektik, Redekunst, bei welcher Gelegenheit auch ein Beispiel von schlechter metaphorischer Schreibart eines Professors angebracht wird);

c) in Verbesserung der Methoden der Universitäts-Lehrer bei dem Vortrage ihrer Wissenschaft in allen Facultäten. (Hier sagt er unter andern von den Professoren der Jurisprudenz und der Philosophie: „Ein Professor der Rechte z. B. hat einige Lieblingsjuristen, deren Meinung er auslegt; er bleibt bei ihren Werken, ohne daß er dasjenige erwähnt, was Andere über die Rechtsgelehrsamkeit geschrieben; er streicht die Wichtigkeit seiner Kunst heraus, um seine Kenntniß an den Mann zu bringen; er hält sich für ein Orakel, wenn sein Vortrag dunkel ist; er spricht von den Gesetzen zu Memphis, wenn's um die Gebräuche von Osnabrück zu thun ist, oder einem Baccalaur von St. Gallen empfiehlt er die Gesetze des Minos. — Der Weltweise hat sein Lieblingssystem, woran er sich ungefähr eben so bindet. Mit einem Kopf voll Vorurtheile verlassen seine Schüler den Hörsaal; nur einen kleinen Theil der Lehrmeinungen haben sie kennen gelernt).

Was die Vervollkommnung unserer Sprache

betrifft, so beruft er sich auf das, was andere Nationen, namentlich Franzosen und Engländer, in dieser Beziehung für ihre Sprache gethan haben, und erwartet solche — nicht von den Philosophen, deren Beruf es sei Irrthümer auszurotten und neue Wahrheiten zu entdecken — sondern von großen Dichtern und Rednern, die uns durch Harmonie bezaubern und rühren sollen. Da wir aber solche Genien nicht plötzlich zu erzeugen im Stande sind, so empfiehlt er zur Heranbildung derselben Uebersetzung der Alten (Thucydides, Xenophon, Demosthenes, Cäsar, Sallust, Tacitus, Horaz). — Daß Friedrich die Uebersetzung der Alten besonders hervorhob, und sie als ein vorzügliches Bildemittel für die Landessprache betrachtete, hat sich schon ans seinen schriftlichen Unterhaltungen mit Herzberg ergeben. Wer möchte ihm darin widersprechen! Wenn wir sehen, daß unsere Sprache seit dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts einen mächtigen Aufschwung erlangt, und die Original-Werke unserer Schriftsteller an Reichthum und Präcision des Ausdrucks, an Freiheit der Construction, an Abrundung und Wohllaut des Periodenbaues unendlich viel gewonnen haben: so werden wir den Grund davon mehr in dem richtigen Verständniß der Alten und in der größern Kunstfertigkeit unserer Uebersetzer, als in den theoretischen Anweisungen suchen müssen. Einige Decennien haben uns hier weiter gebracht als früher ein ganzes Jahrhundert. Dies ist eine sehr lehrreiche Erfahrung für unsere Gelehrtenschulen, um unsere Schreibart gedrungener, klarer und regelrechter zu machen. — Schwieriger sei es, die Härten unserer Sprache zu sänftigen, besonders in den stummen und unangenehmen Endlauten unserer Zeitwörter (sagen, geben, nehmen) denen man ein a anhängen (also sagena, gebena ꝛc. sprechen) solle; doch das würde selbst der Kaiser mit allen

seinen Kurfürsten nicht bewirken können*); indessen hätten doch die Franzosen durch ihre Aussprache viele Wörter wohlklingender gemacht (z. B. cro-jo-gent, voi-yoi-gent, jetzt croyent, voyent), und so könnten auch wir ja wohl bei gewissen Wörtern uns ähnliche Abänderungen erlauben.

In Betreff der geschmackvolleren klassischen Schulstudien fodert er eine sorgfältigere Auswahl der Schulaufseher und Rectoren, besonders in Bezug auf die Unterrichts-Methode. Zur eifrigen Lesung der Alten empfiehlt er besonders Quintilian, Homer, Virgil, Horaz, Demosthenes, Cicero, Livius, Sallust, Tacitus, und meint, daß er auch die guten Uebersetzungen derselben als wichtig und nothwendig zur Bildung der Jugend empfehlen möchte (ein Gedanke, der wenigstens das Verdienst der Neuheit hat, wenn er auch den Grundsätzen der Schul-Pädagogik nicht zusagen sollte). In Bezug auf philosophische Studien will er den Bayle, den er den ersten aller Dialektiker Europa's nennt, gelesen und studirt wissen, und in der Rhetorik neben Cicero und Demosthenes die schönen Leichenreden Bossuet's und Flechier's, so wie die Predigten Massillon's.

Hier schaltet er einige (an dieser Stelle etwas ungehörige) kritische Bemerkungen über die öffentlichen Schaubühnen ein, um dadurch zu beweisen, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche. Er nennt die Shakespearschen Dramen abscheulich, weil sie gegen alle Regeln verstoßen, die doch keinesweges willkürlich wären, und verurtheilt auch Goethe's Götz von Berlichingen.

Nach dieser Episode wendet er sich zu den hohen

*) Friedrich hatte in der schlesischen Mundart manche Nachklänge am Ende der auf Consenanten ausgehenden Wörter gehört, die ihn leicht auf diesen Gedanken hinführen konnten, z. B. Tischla, Häusla ꝛc.

Schulen. Er verlangt, daß den Professoren die Methode bei ihren Vorlesungen vorgeschrieben werde. (!!) Die Philosophen sollen mit einer genauen Erklärung des Begriffs Philosophie anfangen (der nach unserer Meinung sich erst während des eigenen Studiums dieser Wissenschaft herausstellt), und dann zur Geschichte derselben übergehen. Der Gang wird umständlich gezeichnet. Dann fertigt er das Studium der Arzneikunde kurz ab, verweilt aber desto länger bei der Rechtsgelehrsamkeit, und schlägt eine Art juridischen Cursus vor. „Zuerst, sagt er zum Professor der Rechte, fangen Sie damit an, die Nothwendigkeit der Gesetze zu beweisen, weil ohne sie keine Gesellschaft bestehen kann. Sie unterscheiden die Civilgesetze, die Criminalgesetze und andere, welche auf bloßer Willkür beruhen. Jene erstern dienen zur Sicherheit des Eigenthums, es betreffe Erbschaft, Mitgift, Verträge beim Kauf oder Verkauf; sie zeigen die Gründe der Verhaltungsregeln zur Beilegung der Gränzstreitigkeiten oder zur Beleuchtung bestrittener Rechte. Die Criminalgesetze dienen zur Abschreckung vom Laster mehr als zur Bestrafung desselben; die Strafen müssen mit den Verbrechen in Ebenmaß stehen, und jedesmal muß man die gelindesten den strengern vorziehen u. s. w.“ „Nachdem, fährt er fort, „diese Einleitung mit aller Sorgfalt zum Grunde gelegt worden, wird der Professor sogleich die Gesetze des Landes entwickeln, wo er selbst zu Hause ist.“ Zum Schluß knüpft er noch eine Warnung vor Zanksucht, Spitzfindigkeit und Ränken an.

Endlich kommt er auf die Geschichte und empfiehlt dem Professor derselben besonders die deutsche, als die interessanteste für die vaterländische Jugend. Diesen Abschnitt schließt er mit folgender höchst gemüthlichen Stelle: „Was kann wohl für den Jüngling, der in die Welt

treten soll, interessanter, lehrreicher, nothwendiger sein als die Ueberschauung jenes Schauspiels abwechselnder Scenen, die so oft die Gestalt der Welt verändert haben! Wo lernt er besser das Nichts der menschlichen Dinge erkennen, als wenn er über die Ruinen der größten Königreiche und Kaiserthümer hinwandelt! Und welch ein Vergnügen für ihn, wenn ihm unter dem Chaos von Lastern, die man vor seinem Blick vorbeiführt, von Zeit zu Zeit jene tugendhaften und göttlichen Seelen begegnen, welche Gnade zu begehren scheinen für die Verkehrtheit des ganzen Geschlechts! Sie sind die Muster, denen er folgen soll. — Der Lehrer wird seinen Schülern die Gränze zwischen edler Nacheiferung und ausschweifender Ehrsucht zeigen; er wird Betrachtungen anstellen über so viele verderbliche Leidenschaften, welche die größten Staaten in den Untergang stürzten; durch hundert Beispiele wird er ihnen beweisen, daß allemal gute Sitten die eigentlichen Wächter der Reiche, dagegen sittliche Verdorbenheit, Einführung des Luxus und zügelloses Streben nach Reichthum zu jeder Zeit die Vorläufer allgemeinen Umsturzes gewesen. Wenn der Lehrer meinen Entwurf ausführt, so wird er sich nicht darauf beschränken, in dem Gedächtniß seiner Schüler Thatsachen auf Thatsachen zu häufen; er wird sich bemühen, ihre Urtheilskraft zu bilden, ihre Denkart zu berichtigen und vor allem sie zur Tugendliebe zu entzünden."

Nach diesen Anweisungen für die Schul- und Universitätslehrer kommt er noch einmal darauf zurück, daß man sich bemühen sollte, die alten und neuern Klassiker in unsere Sprache zu übertragen. Dadurch würden wir den doppelten Vortheil erlangen, unsere Sprache zu bilden und die vorhandenen Kenntnisse durchgängig zu verbreiten. Von den 26 Millionen Einwohner Deutschlands wären bisher 25 Millionen bloß darum von allen Kenntnissen

aus-

ausgeschlossen gewesen, weil sie nicht Gelegenheit gehabt, solche in ihrer Muttersprache zu erwerben. Nun aber würde der Landedelmann bei seiner Lectüre eine ihm angemessene Auswahl treffen; der Stadtbürger würde weniger Grobian sein; müßige Leute würden eine Aushülfe gegen Langeweile finden; der Sinn für schöne Literatur würde allgemeiner werden; dem Umgang würde er Anmuth und Grazie, der Unterhaltung unerschöpfliche Hülfsquellen verschaffen. Aus dieser gegenseitigen Entzündung der Geister würde jenes feine Gefühl, jener edle Geschmack entstehn, welcher schnell das Schöne auffaßt, das Mittelmäßige verwirft und das Schlechte mit Ekel verachtet. Auch würden unsere Schriftsteller dadurch angetrieben werden, mehr Fleiß und Sorgfalt an ihre Werke zu setzen, um solche nicht anders als wohl gefeilt nnd polirt an's Tageslicht zu fördern*). Deutschland erzeuge Männer, zu den mühsamsten Untersuchungen gemacht, Philosophen und Genien; nur ein Prometheus fehle ihnen, der das göttliche Feuer vom Himmel hole und sie belebe. In Italien, England und Frankreich hätten die ersten Gelehrten

*) Da die Zahl der Volksschulen sich in den Großstädten Preußens und Deutschlands überhaupt mit jedem Jahre vermehrt, die Bildung der Lehrer überall durch Anlegung von Seminarien befördert, die Lehrmethode verbessert wird, und populaire Schriften in allen Realien leichter zu beschaffen sind: so ist auch eine allgemeinere und rascher fortschreitende National=Cultur zu hoffen. Diese aber wird und muß auch für die Gewerb=Stände das Bedürfniß einer zweckmäßigen, belehrenden und unterhaltenden Lectüre steigern, da solche allein im Stande ist, den Gewinn des bessern Schulunterrichts in Religion, Sittlichkeit und Wissenschaft für das ganze Leben festzuhalten und zu mehren. Sie ist daher als unerläßliche Bedingung einer steigenden Volkscultur zu betrachten, und darf nicht mehr dem blinden Zufall überlassen bleiben. Hier ist eine hochwichtige Aufgabe zu lösen! Schriftsteller, Buchhändler und Leihbibliothekare haben hier für gesunde und stärkende Geistesnahrung zu sorgen, um den veredelten Volksgeist zu befriedigen und zugleich von einer unsittlichen und verderblichen Leserei abzuleiten.

in ihrer eigenen Landessprache geschrieben, und das Publikum habe diese Schriften verschlungen; unsere Gelehrten dagegen (Lipsius, Freinshemius, Gronovius ꝛc.) hätten sich nur der lateinischen Sprache bedient, daher sei unsere Sprache unausgebildet geblieben, und der größere Theil der Nation unaufgeklärt. „Möchten sich doch, fügt er hinzu, „die Gelehrten zuweilen erinnern, daß die Wissenschaften eine Speise der Seele sind; das Gedächtniß empfängt sie als Magen; allein sie erzeugen Beschwerden, wenn sie nicht die Urtheilskraft zu verdauen im Stande ist. Sind unsere Kenntnisse Schätze, so muß man sie nicht vergraben, man muß sie auf Wucher legen, indem man sie vermittelst einer populären Sprache in durchgängigen Umlauf bringt." — Nach dieser Herzensergießung druckt er sein Wohlgefallen darüber aus, daß ein deutsches Wörterbuch (von Adelung, Leipzig 1774 bis 1786, 4 Th. gr. 4) erschienen, das Aufmerksamkeit erregt habe. Man werde nun allmählig gewahr, daß sich eine Revolution in den Gemüthern anbahne, der Nationalstolz lasse sich hören, man strebe nach gleichem Rang mit den Nachbarn, man wage es, Pfade zum Parnaß wie zum Tempel des Ruhms zu suchen.

Der beruhigende wahrhaft prophetische Schluß der Abhandlung druckt zugleich der edlen Gesinnung, in der sie geschrieben ist, den Stämpel auf: „Sie haben nun, mein Herr", lautet er, „die verschiedenen Fesseln gesehen, wodurch wir gehindert wurden so schnell wie unsere Nachbarn zu gehen. Zuweilen aber können die, welche nachkommen, ihre Vorgänger übertreffen; weit schneller als man glaubt, kann dies geschehen, wenn die Beherrscher selbst Geschmack an der Gelehrsamkeit finden und die Gelehrten ermuntern. Sobald wir Mediceer haben, werden auch Genies erstehen; die Auguste werden

Virgile erwecken. Wir werden klassische Schriftsteller bekommen; jeder wird sie lesen wollen; die Nachbarn werden deutsch lernen; zum Entzücken werden es die Höfe sprechen; ja es kann geschehen, daß unsere Sprache, einst verfeinert und vervollkommt, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von dem einen Ende Europa's bis zu dem andern ausbreiten wird. Noch sind sie nicht da, diese schönen Tage unserer Literatur, doch nähern sie sich. Ich verkündige sie Ihnen, sie werden erscheinen, ich selber werde sie nicht sehen, mein Alter untersagt mir diese Hoffnung. Mir geht's wie dem Moses; von Ferne sehe ich das verheißene Land, aber ich werde nicht hineinkommen." —

Dies ist der treue Inhalt einer so viel berufenen Abhandlung. Wir fragen jetzt: Wie spricht sich in ihr der Mensch und der König aus? Ist darin eine Verachtung des deutschen Volks und der vaterländischen Sprache, eine abgöttische Verehrung des Französischen? oder ist sie nur Kritik, wie sie Jeder nach dem Maß seiner Kenntniß schreiben kann? Man wird zugeben können, daß der König nicht auf einem Standpunkt stand, der ihm Kraft gab ein unbedingt richtiges kritisches Urtheil über die Sprache und Literatur eines Volks zu fällen, das dem Urtheilenden nach dem frühern und zeitigen Sprachzustand nur in sehr vereinzelten Erscheinungen bekannt geworden war. Allein wenn selbst das Vorurtheil aus einem eigenthümlichen Tact der Person, in der hohe Genialität mit ausgebildetem Geschmack sich vereinigen, das Rechte trifft; wenn das Ansehen dieser Person auch durch ihre Irrthümer Anregung gibt zu neuen und stärkern Bestrebungen in Erforschung und Aufhellung des noch nicht geläuterten Wahren; wenn endlich die Reinheit und Güte der Absicht auch in

dem Tadel unverkennbar ist: so kann man, wenn wir diese geschichtliche Erfahrung auch an Friedrich machen, dreist behaupten, daß viele nachfolgende ehrenvolle Erscheinungen in Sprache und Literatur wohl nicht sobald an's Licht getreten sein würden, wenn die Schrift des großen Königs ungedruckt geblieben wäre. Sicherlich hat sie mit dazu beigetragen, viele Deutsche vor dem Dünkel zu wahren, als sei ihre Sprache und Literatur schon zu dem damaligen Höhepunkt der Franzosen gekommen, und Andere von der bisherigen sklavischen Nachahmung, wie Klopstock sie oft gescholten, zurück zu einer edlen Nacheiferung des wahren Schönen hinzuführen. Man weiß, daß Peter der Große sich über die verlorene Schlacht bei Narva mit dem Gedanken tröstete: hätten wir sie gewonnen, so hätten wir uns vielleicht geschmeichelt, in der Kriegskunst besser zu sein als wir sind; jetzt sehen wir, was uns noch fehlt. Hätte Friedrich die deutsche Literatur gelobt oder (da er dies nicht konnte) sie ganz unbeachtet gelassen: sie wäre wohl nicht, was sie jetzt ist.

Sehn wir zunächst auf den in der Schrift ausgesprochenen Tadel überhaupt, so dürfen wir nicht vergessen, daß es in des Königs Subjectivität lag, Personen und Sachen sogleich kritisch, mehr von Seiten ihrer Schwäche als ihrer Stärke, aufzufassen, und daß diese Eigenthümlichkeit sogar einen Grundsatz in seiner Staatspädagogik bildete: viel zu tadeln, wenig zu loben. Dies zeigte sich (mit Ausnahme Gellerts) bei allen Gelehrten, die er persönlich kennen lernte, und nicht selten ging er so weit, die wahrgenommene Schwäche in's Lächerliche zu spielen, uud seinen Witz daran glänzen zu lassen*). Daraus

*) Diese Bemerkung hat schon Büsching gemacht in seiner Schrift: Charakter Friedrichs II. rc. S. 43.

erklärt sich auch, daß er viel seltener als andere Regenten durch Würden und Orden belohnte. Er verlangte überall viel, wie in Geschäftsangelegenheiten so auch in der Literatur, und da seinem großen Geist und seinem durch Lectüre ausgebildeten Geschmack nur das Erlesenste der antiken und der modernen Welt genügte: so glaubte er nicht bloß, Lob und Belohnung sparsam spenden zu müssen, sondern er hielt diese gewöhnliche Art der Anerkennung sogar für ein Einschläferungsmittel, dagegen er in dem ernsten Tadel aus seinem Munde eine fördernde Kraft fand und einen mächtigen Antrieb, den langsamen Gang der wissenschaftlichen Cultur in der Mitte seines Volks zu beschleunigen. Sollte Er, der imponirende König, wirklich darin ganz Unrecht gehabt haben? — —

Wenn dieser Umstand zeigt, daß Friedrich, der sich nun einmal vor seinem ganzen Volk über deutsche Literatur aussprechen wollte, auch seiner Ansicht und seinem Charakter gemäß tadeln mußte: so werden wir auch noch zu bedenken haben, daß seine Schrift, obgleich sie vorzugsweise und zunächst die eigentlichen Gelehrten und Schriftsteller betraf, doch für alle Gebildete im Volk, und namentlich für die Welt der gelehrten Geschäftsmänner und Beamten aller Dikasterien bestimmt war. Sie alle konnten und sollten mehr oder weniger dazu mitwirken, den Sprachzustand in ihren Kreisen zu veredeln und sich selbst für Richtigkeit und Schönheit der Sprachformen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck empfänglicher machen. Der König fand die französische Nation in dieser Hinsicht der deutschen weit überlegen. Der Bürger in Paris las seinen Molière und Racine mit Entzücken, während der berlinische Handwerker sein Rechen-Exempel auf der schwarzen Tafel der Kegelbahn studirte. Es gab keine Kasten in Deutschland, aber es gab einen

Kastengeist. Die Sprach- und Sachkenntniß der höhern Stände durfte nicht in die Lebensverhältnisse des Nährstandes herunter steigen, ohne entweiht zu werden. Die Schriften eines Haller, Klopstock, Geßner, Wieland, Lessing, Ramler, Sulzer, Garve, Mendelssohn, Engel rc., die Frankreichs Ouvriers sich zur Ehre geschätzt haben würden, waren in Deutschland nicht für den Bürger, sondern nur für die Gelehrten und für die höheren Beamten und Hofleute, wenn diese anders es der Mühe werth fanden, sich mit einem deutschen Schriftsteller abzugeben. Genug, die Sprach- und schönwissenschaftliche Bildung war noch keine Nationalbildung; sie hatte den Kern des Volks nicht durchdrungen, wo sie doch allein ihren wahren Stützpunkt finden konnte; jene Männer standen gering an Zahl und vereinzelt da, und wenn sie gerade nicht einfache Fabeln gedichtet, wie Gellert (den man damals als den einzigen Dichter der Nation betrachten mußte), oder Volksmährchen wie Musäus, so starben sie ungekannt und unbeachtet, und der Bürger, der ihren Leichenconduct an seiner Thür vorüber ziehen sah, fragte wohl, wer denn der Mann gewesen, und hörte zum ersten Male den Namen eines großen Dichters seines Orts. So noch 1803 Klopstock in Hamburg!! — — War also Friedrichs Tadel für die Nation ungerecht? —

Wenn einzelne Fälle von Nichtachtung deutscher Größe im Vaterlande etwas beweisen könnten, so würde unsere Literaturgeschichte deren manche aufstellen können. Aber merkwürdig bleibt es doch immer, daß die bedeutungsvollsten Männer, die hier außer ihren gelehrten Kreisen in der Dunkelheit schmachteten, in Paris und Rom eine würdigere Huldigung fanden als in Deutschland. Winkelmann mußte zur katholischen Kirche übergehen, um sich in Rom durch eine angemessene und einträgliche Stellung

vor Nahrungssorgen zu sichern; und Lessing fand, ehe er noch in Deutschland festen Fuß faßte, schon in Paris einen Mercier, der über seine Dramaturgie Vorlesungen für die wißbegierigen Franzosen halten konnte. Denn, wer weiß nicht, daß es erst Wieland, der alle Vorzüge eines gewandten und phantasiereichen Franzosen mit dem geistvollen Griechen und zierlichen Römer in sich vereinigte, gelang, die vornehm-ekle Welt durch seinen Agathon und seine erotisch-romantischen Erzählungen herbeizulocken und wenige Jahre vor Friedrichs Tode durch seinen Oberon für deutsche Lectüre fest zu halten! — —

Solche Erscheinungen zeugen wenigstens, daß Deutschland mit seinen Genien nicht gegeizt hat, ungeachtet es daran nie einen Ueberfluß geben kann.

Doch wir gehen jetzt in des Königs Kritik auf den speziellen Tadel ein, der freilich aus der Feder eines Sachgelehrten geflossen anders geformt und tiefer begründet erscheinen würde. Hier sind Wahrheit und Irrthum so stark gemischt, daß eine vollständige Beleuchtung die Gränzen dieser Schrift überschreiten würde. Wir heben daher hier, so wie aus den nachfolgenden Vorschlägen, nur Einzelheiten heraus, und geben das Uebrige dem Urtheil des sachkundigen Lesers anheim. Der König sagt:

1) Die deutsche Sprache habe viele Mundarten, welche sie halb barbarisch machen, sei aber keine National- und Büchersprache. — Hierauf antworten wir nur kurz: die Mundarten gehören dem gemeinen Leben ungebildeter Stände; eine Nationalsprache ist unter den Deutschen seit der Reformation durch Luthers Bibelübersetzung begründet, und hat sich in den Schriften bis auf den heutigen Tag immer mehr aus- und fortgebildet. Das Adelungsche Wörterbuch, über dessen Erscheinung sich der König selbst mit Wohlgefallen äußert, hat sehr viel zur

Berichtigung, Bereicherung und Veredelung der Bücher-sprache beigetragen, ungeachtet der ruhmwürdige Verfasser sein Werk ein Wörterbuch hochdeutscher Mundart nennt, da es doch den Schatz der Bücher- und National-sprache enthält, so weit sie damals ausgebildet war. Lessing hat gezeigt, daß unser Neu-Hochdeutsch in den Mundarten frische Quellen der Bereicherung findet, wenn gleich nur Voß und ihm ähnliche Sprachkenner sie zu benutzen verstanden. Wenn aber der König, wie wahr-scheinlich, bei seinem Tadel mehr an die höhere Umgangs- als Schriftsprache dachte, so hat er auf eine ganz unläug-bare Thatsache hingeführt. Jene, wie schon ihr Name sagt, bildet sich nur in der Gesellschaft, diese in der Studirstube. Der Deutsche hat immer mehr geschrieben als gesprochen, der Franzose mehr gesprochen als geschrieben. Jener lebte nach dem Verstummen des Minnegesangs ohne Schutzherrn für seine Muse, ohne Ehre, ohne Ge-sellschaft, die seinen Genius befeuern konnte, gedrückt vom Joch trockner und geistloser Geschäfte, eingeschüchtert durch den Stolz der Großen, welche die Talente verachteten, oft darbend und gebeugt von Sorgen der Nahrung, daher auch unbekannt mit Sitte und Ton höherer Gesellschafts-kreise. Den Gegensatz davon gab Frankreich seit Lud-wig XIV. Hier war — wenn auch kein Tempel für die Hugonotten, doch ein Tempel der Musen, die sich erwärmten an den Stralen des Throns, der jedes Talent zu schützen, zu erheben, zu belohnen wußte. Hier allein konnte sich in dem feinern Umgang mit den Großen und Edlen auch der gewerbtreibende Bürger in anmuthiger Rede wie in Geschmack und Sitte ausbilden, und so bekam die Sprache der Nation Feinheit und Geschliffenheit im Ausdruck, Rundung in den Wortformen, Leichtigkeit und Fluß in der Rede. Sie wurde die eigentliche Conversationssprache, die sich

von der Künstelei und Ziererei des Verbildeten eben so weit entfernt hält als von dem Ungeschick und der Steifheit des Ungebildeten. Diese Sprache aber geht in denjenigen Theil der schönwissenschaftlichen Literatur über, um den sich das Volk am meisten bekümmert, in die Conversations-Stücke unserer Bühne, daher die französischen noch jetzt — oft bei aller Leerheit des Inhalts, — eine stärker anziehende Kraft haben als die deutschen; ja sie ist die Grundlage jedes guten Dialogs, wie ihn Wieland, Engel und einige andere hingestellt, wie er aber auch jetzt noch in der Schriftsprache nur selten vorkommt. Der geschmackvolle Beurtheiler unserer Literaturwerke wird es nicht leugnen können, daß den Schriften, welche zur Gattung der leichten Prosa gehören, und weder einen philosophischen noch streng wissenschaftlichen Charakter an sich tragen, die Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung abgeht, die ein denkender Geschäftsmann, ein fein gebildeter Höfling oder ein in der großen Welt gebildeter Leser für sich fodert. Und sollte diese Art von Schriften, mögen es moralische Erzählungen, Romane, oder Charakterstücke sein, dem Könige nicht vorgeschwebt haben?

Wenn wir bei dem Dialekt absehen von Ton und Aussprache, die, so unangenehm und provinziell sie auch klingen, oft als unabwendbare Folgen physischer Ursachen des Bodens und Klima's keinen Tadel begründen: so können wir doch darum solche unreine uud fehlerhafte Wortformen und Constructionen nicht in Schutz nehmen, wie sie in vornehmen und gesellschaftlichen, selbst wissenschaftlich gebildeten Kreisen oft genug noch jetzt gehört werden. Oder läßt sich z. B. eine Wortform wie Geheimderath aus dem Munde gelehrter Beamten rechtfertigen? Ein Phonascus (Sprechmeister), wie ihn selbst Augustus

noch als Princeps hatte, würde bei uns ein schweres Geschäft haben. — —

Es ist überhaupt eine ziemlich allgemein angenommene und oft ausgesprochene Wahrheit, daß unter allen gebildeten Nationen keine auf richtigen Gebrauch ihrer Muttersprache weniger achtet als die deutsche, und daher auch keine eine geringere Redefertigkeit besitzt als sie. Jenisch sagt in seiner Preisschrift*): „ich habe das Glück in einer der größten und cultivirtesten Städte Deutschlands (Berlin) zu leben; ich habe das Glück, den Kern der erleuchtetsten und gebildetsten Geister dieser Stadt zu kennen; aber unter allen kenne ich sehr wenige Wohlredner (welche die Fertigkeit haben, sich im gemeinen Leben mit Richtigkeit, Fluß und Gewandtheit auszudrucken); einen deutschen Schönredner, d. h. zierlichen, ungesucht-rhetorischen Sprecher kannte ich noch nie. Dagegen ist fast jeder Franzose Wohlredner und Schönredner. — So viel ich jemals fremde Nationen sprechen hörte, schienen mir alle, Polen und Russen sogar nicht ausgenommen, an Fluß der Rede den Deutschen zu übertreffen. Kaum Eine deutsche Dame hörte ich so schön und fließend sich ausdrücken, als ich z. B. so viel Holländerinnen und polnische Damen ihre Landessprache reden hörte.“ — Ein bitteres Zeugniß! Traurig, daß wir es nicht widerlegen können! Der Deutsche hat erst in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts angefangen, seine Sprache für das Ohr zu bilden. Man muß sich aus diesem und manchem andern Grunde darüber freuen, daß viele Familien in den Großstädten seit mehreren Jahren angefangen

*) Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn alten und neuern Sprachen Europas. Berlin 1796. 8.

haben, Lesezirkel zu bilden, durch die sie ihre langen Winterabende zu verkürzen und sich, statt eines faden und gewinnsüchtigen Kartenspiels, angenehm und lehrreich zugleich zu beschäftigen suchen. Wir wüßten nach den Mühen des Tages wohl nicht leicht ein würdigeres und edleres Vergnügen für erwachsene Personen beiderlei Geschlechts aufzufinden, als einige Abendstunden dem lauten und ausdrucksvollen Vorlesen Lessingscher, Schillerscher, Goethescher ꝛc. Dramen zu widmen, besonders wenn die Rollenvertheilung den Kräften der Lesenden angemessen ist. Diese, wie die bloßen Zuhörer werden dadurch nicht selten mit den edlern Geistern ihrer Nation erst vertraut, lernen mit mehr Ausdruck sprechen, mit Verstand lesen und hören, geben ihrem Geschmack eine gesunde Nahrung, ihren Gefühlen die Richtung für das Schöne, und erweitern für sich und ihre Kreise den Stoff zu fruchtbaren Besprechungen. Mancher Leser und Hörer lernt beiläufig auch wohl einsehen, daß er nicht weiß, was er zu wissen wähnte.

Es wird hier am rechten Orte sein, auch einige Worte über deutsche Beredsamkeit zu sagen. Der König vermißt die großen Redner, wie sie Frankreich aufzuweisen hatte, einen Massillon, Flechier, Beaumont ꝛc., und weiß nur einen deutschen zu nennen, der ihm genügt, den Oberhofprediger Quandt in Königsberg, der die Huldigungspredigt gehalten und dem Könige so wohlgefallen hatte, daß er ihn in seiner Abhandlung für den ersten Redner seines Zeitalters erklärt. So viel wir wissen, hat Friedrich nur sehr wenige Redner gehört, und sein Urtheil konnte also wohl nicht aus eigener Erfahrung hervorgegangen sein; halten wir uns aber nicht an den wörtlichen Ausdruck, so traf er auch hier, wie so oft, aus analogischer Schlußfolge das Rechte, da er

der Meinung war, daß der Redner wie der Dichter einer harmonischen Sprache bedürfe, wozu er weder den damaligen Zustand der Sprache noch die Sprechenden selbst für geeignet hielt. Wir glauben zwar, daß es dem Deutschen nicht an dem wahren Rednertalent fehlt, aber wir wissen auch, daß ihm in seinen politischen Verhältnissen zu wenig Gelegenheit dargeboten ist, es zu üben, und daß daher unsere Schulen auf die Bildung desselben nur wenig Zeit und Fleiß verwenden. Wenn Athen und Rom bei ihrer Staatsverfassung ihre ganze Kraft für diese Kunst aufboten, und Frankreich durch seine Staatsverfassung einen mächtigen Antrieb dazu gab, der in der Lebhaftigkeit des National-Charakters seine fortdauernde Nahrung fand: so mußte daraus ein National-Vorzug hervorgehen, der seine Rechte sogar auf der Kanzel geltend macht, wohin er doch nur sehr bedingt und in einem beschränkten Maße gehört. Der religiöse Feuereifer paßt mehr für die katholische Kirche, aus deren plastischem Charakter ja auch die große Schule der Malerei hervorging, als für die schmucklose, einfache evangelische, die in Rede und Gesang mehr auf die Abstraction als auf Phantasie und Gefühl zu wirken bezweckt. Woher also sollten bei uns die großen Redner kommen, wenn Schule, Kirche und Gerichtshof sie nicht geben! Indessen wenn wir auch keinen Demosthenes und Cicero für unsere Verhältnisse brauchen: so ist und bleibt doch wenigstens die Wohlredenheit in der Praxis eben so nöthig und ehrenwerth als das Studium derselben. Die menschliche Rede ist uns doch nicht bloß das Mittel der Belehrung und gegenseitigen Mittheilung für den Verstand, sondern auch das Mittel, Gefühle zu erregen und den Willen zu bestimmen; und wenn schon in dem ersten und gewöhnlichen Falle ein deutlicher, fließender Vortrag und eine klare,

tönende, kräftige Stimme für den ganzen Lehrstand nothwendig ist und dessen Nutzbarkeit großentheils bedingt: so ist in dem zweiten Falle nicht minder nöthig, daß die Eigenschaften der Form mit der Kraft und Wahrheit der Gedanken sich verbinden müssen, wenn der Redende seinen Zweck erreichen will*). Es fehlt uns doch außer der Kirche nicht so ganz an feierlichen Gelegenheiten, besonders auf Schulen und Universitäten, wo ein leichter, erwärmender Vortrag in deutscher Rede als allgemein verständlich gefodert und als zweckmäßig für den Charakter der Feier erwartet wird, ja wo auch eine feurige, blühende Beredsamkeit ganz an ihrer Stelle sein würde. Das Publikum wünscht dergleichen zu hören, namentlich an patriotischen Festen; aber die Redner finden ihren Ruhm nur in der fremden Form, womit sie einem alten Herkommen huldigen, und in der dunkeln Composition des Stoffs, die ihrem tieferen Denken schmeichelt, und so werden auch die seltenern Veranlassungen zur Bildung deutscher Beredsamkeit verabsäumt. So ärmlich war der oratorische Zeitgeist unter Friedrich und so ist er großentheils noch, und wird wohl so bleiben; dafür sind auch die Deutschen, wie Robertson sagt, die Großhändler der Gelehrsamkeit, und haben hieran des Ruhmes genug. Beschränken wir aber unsere Foderung auf bloße Wohlredenheit in der Kirche und auf dem Lehrstuhl, so würde doch der Sinn für dieselbe unter allen Gebildeten reger sein müssen, als er nach der zeitigen Ausbildung unserer Sprache und nach der Masse der für ihre Belebung

---

*) Sheridan erwähnt eines englischen Bischofs, der einst öffentlich die Frage aufwarf: „ob nicht die Hälfte der Gelehrsamkeit in Großbritannien, aus Mangel der Erlernung eines richtigen und schönen Vortrages, in den Schulen und Collegien verloren gehe." — Sollten wir nicht dieselbe Frage auch für Deutschland aufwerfen können. ? —

aufgewendeten Mittel gefunden wird. Wir haben keine Redner-Akademien und Rednerschulen, aber wir haben Talente und Köpfe, haben erhebende und begeisternde Stoffe, religiöse, politische und wissenschaftliche Feste, was fehlt uns also noch zur Wohlredenheit? Vielleicht finden wir die Antwort in Quintilian's Ausspruch: pectus disertos facit. — Ja wohl, der bloße Verstand macht keinen Redner.

2) Der König läßt sich nun auf die Ursachen der Sprachbarbarei ein, wobei er die Deutschen von aller Schuld frei spricht, und ihnen Geist und Genie zugesteht. Wir haben schon vorher angedeutet, daß die deutschen Musen schutzlos waren und keinen Mittelpunkt ihrer Vereinigung fanden, was Friedrich übersehen hat; aber die Religionsspaltung und Kriege, deren er gedenkt, haben unläugbar einen Hauptantheil daran, besonders da letztere, zum Theil in dem Herzen von Deutschland geführt, die innerste Lebenskraft der Deutschen zerstörten. Fremde unsittliche Sitte, mit ihr fremde Sprache, drang gewaltsam in deutsche Einfalt und Reinheit, und vergiftete Wort und Gesinnung. Das Elend des Krieges lähmte den frohen Sinn; das deutsche Volk konnte nur beten mit seinem Opitz, dessen Grab noch jetzt ein bloßer Stein ohne Inschrift deckt, und geistliche Lieder singen mit dessen Schule (Flemming). Die Sprachgesellschaften erschöpften ihre, ohnedies schwache Kraft an der Sprachreinigung, die bis auf unsere Zeit herab nur theilweise gelingen wollte, da hier eine vielköpfige Hydra zu bekämpfen ist. In der Literatur war Polemik wie auf dem Felde. Nur was aus Frankreich kam, fand Anerkennung, besonders im Gebiet des Schönen und Geschmackvollen; es war das Land der feinern Cultur, und gab die alleinige Richtschnur für Deutschland.

Sehen wir auf die Mittel, welche der König zur

Vervollkommnung der Sprache vorschlägt, so verweilen wir zunächst bei der Art und Weise, wie er die Härten derselben mildern, und der Sprache größern Wohllaut verschaffen will. Mehr scherzhaft als ernst schlägt er vor, den stummen Endlauten unserer Zeitwörter (die höchst einförmig auf en ausgehen) ein a anzuhängen. Es ist schon oben in einer Anmerkung gesagt worden, daß der König diese Aussprache in Schlesien gehört haben mag, geschrieben wird sie freilich nirgend. Unsere Sprache ist aber in ihrer Bildung zu weit vorgerückt, als daß sie jetzt noch solche Veränderungen annehmen könnte. Die Beispiele, welche der König aus der französischen Sprache anführt, betreffen nur Contractionen, die auch, wie Cicero in seinem Orator c. 45 an vielen Beispielen zeigt, die lateinische Sprache sich gefallen ließ, weil sie dem Wohlgefallen des Ohrs sich anbequemen mußte. Indessen zeigen die Verwandtschaften, worin unser Neu-Hochdeutsch mit den ältern Germanischen Schwestersprachen, z. B. der Gothischen rc. und mit dem Sanskrit steht, daß in der Form selbst keinesweges etwas Lächerliches liegt, was Sprachunkundige darin haben finden wollen. In allen diesen Sprachen ist eine viel glücklichere Mischung der Consonanten und hoch tönenden Vocale, welche die Elemente des Wohlklangs der Sprache enthält, als in der unsrigen. Man vergleiche z. B. das gothische Vaterunser mit dem hochdeutschen in den Worten: atta (Vater) unsar (unser) weihnai (geheiligt), namo (Name), quimai (komme), wairthai (werde), wilja (Wille) u. s. w. Das Wort selbst lautete im Gothischen silba, silbo, im Alt-Hochdeutschen silpo, selpa, welches Grimm als eine Contraction aus siliba betrachten will. Eine alt-hochdeutsche Beichte*) aus dem 10ten Jahr-

*) S. Leonhard Wurfbein Historia Habsburgico-Austriaca. Norimb. 1736 pag. 20.

hundert enthält folgende Stellen: allero minero suntono (alle meine Sünden), das ich di hungerenta ni gilabora (daß ich die hungrigen nicht gelabt), noch Turstiga ni gitraenta (noch Durstige getränkt), noch Nakota ni gitraenta (noch Nackende bekleidet). Auch das Mittelhochdeutsche hat noch einen mannichfaltigeren Vocalwechsel und Sylbenfall.

Wie sehr der fein hörende musikalisch-gebildete König, ungeachtet seiner Unkenntniß des grammatischen Theils, doch des Wohllauts der Sprache kundig war, davon zeugt ein Urtheil seiner Schrift, das einem großen Philologen Veranlassung zu einer gelehrten Abhandlung gegeben hat*). Der in der Literaturgeschichte als sinnvoller Liederdichter bekannte Joh. Nicol. Götz (gest. 1781 als Superintendent zu Kirchberg und Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim) hatte unter andern als Ungenannter in der Schmidtschen Anthologie ein Gedicht im elegischen Sylbenmaß unter dem Titel „die Mädcheninsel" abdrucken lassen. Der damals in Potsdam als Garde-Lieutenant lebende v. Knebel (gest. 1834 als Major in Weimar, bekannt als preiswürdiger Uebersetzer des Lucrez und Properz und als vertrauter Freund Goethe's) hatte den Gedanken gehabt, von diesem Gedicht einen besondern Abdruck für Freunde machen zu lassen. Dem großen Friedrich, der um alles wußte, kam ein Exemplar davon in die Hände. Er las das Gedicht mit Wohlgefallen, erinnerte sich dessen bei Abfassung seiner Schrift, und widmet ihm zugleich eine allgemeine Aeußerung über deutschen Versbau, die (wie Wolf sagt) nicht zweifelhaft läßt, wie Friedrich die deutschen Musen würde aufgenommen haben,

*) Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst. Eine Vorlesung von Fr. Aug. Wolf. Berlin 1811.

haben, wenn sie mit möglichst vollkommner Nachahmung alterthümlicher Gesangweisen ihm sich zu gelegener Zeit genaht hätten. „Ich habe," schreibt er, „eines Ungenannten reimlose Verse gesehen, deren Cadenz und Harmonie aus einer Mischung von Daktylen und Spondeen entsprang; voll guten Sinnes schmeichelten sie meinem Ohre sehr angenehm durch ihre wohlklingenden Töne, deren ich unsere Sprache nicht empfänglich geglaubt hätte. Ich wage die Meinung auszusprechen, daß diese Art von Versification vielleicht diejenige ist, welche unserm Idiom am meisten entspricht, und daß sie der gereimten weit vorzuziehen; es ist wahrscheinlich, daß man glückliche Fortschritte machen würde, wenn man sich die Mühe gäbe sie zu vervollkommnen." Knebel, der uns diese Mittheilung macht*), ruft hierbei aus: „Welch Ohr hatte der treffliche große Mann für deutschen Vers und Wohlklang**)! Wie ahnend sprach er über das Schicksal der deutschen Verskunst! Er, den man zu dem französischen Reim verwöhnt glaubte, wie schnell faßte sein Ohr den wahren Wohlklang seiner Sprache, den noch jetzt so wenige, selbst die sich vom Handwerk zu seyn dünken, hinlänglich zu beurtheilen wissen! Und so gab er denn dem deutschen

---

*) S. Adrastea. Herausgeg. von J. G. v. Herder. Fünfter Band, zweites Stück. Leipzig 1803. S. 262–264.

**) Zu Friedrich's außerordentlichen Anlagen gehört auch sein feiner Tonsinn, der von den größten Componisten und Musikern seiner Zeit mit Bewunderung anerkannt wurde. Fasch zählte zu denen, die das Rührende und Edle im Vortrage des Adagio am vollkommensten geben: E. Bach auf dem Klavier, Franz Benda auf der Violine und den König auf der Flöte. — Dies erzählt uns Zelter in einer Rede, die er den 17. August 1809 zu Königsberg in Pr. im Pallaste des Kronprinzen hielt. Als großen feinsinnigen Kenner der Tonkunst zeigte sich der König auch in der Wahl der Ton-Künstler, die er zu seiner italiänischen Oper berief; es waren nur Deutsche: Quanz (sein Lehrer), Bach, Fasch, Franz Benda, Graun, Georg Benda, Reichardt, Kirnberger.

Verse gleichsam Sanktion, die, da sie von einem so unbestochenen Richter kommt, zum entschiedenen Vortheil seiner Sprache gereichte"*).

Wie passend der Hexameter für unsere Sprache ist, möchte sich schon durch den Umstand ergeben, daß man in unserer melodischen Prosa, wie sie Geßner in seinen Idyllen, Wieland in seinem Agathon, Engel in seiner Rede auf Friedrich II. gibt, ganze Perioden findet, die, unbeabsichtigt von ihren Verfassern, wie hexametrische Füße und Abschnitte klingen.

Was Friedrich sonst noch an der Sprache rügt, fällt mehr auf Rechnung der Schriftsteller, namentlich Mangel an Klarheit und an Präcision des Ausdrucks. Wirklich gab es selbst in den letzten Lebensjahren des Königs nur wenige prosaische Schriftsteller, an denen man diese Eigenschaften rühmen konnte. Weitschweifigkeit und Breite des Vortrages, die gewöhnlich Unklarheit erzeugen, war ein charakteristisches Gebrechen der damaligen Literatur, und eine tacitische Kürze, wie sie etwa der Historiker Johannes Müller hatte, erinnerte wieder nicht selten an den Ausspruch des Horaz: brevis esse laboro, obscurus fio. Aber der Schriftsteller weiß auch, wie schwer es ist die rechte Mitte zu finden und so zu schreiben, daß Gedanke und Ausdruck sich gegenseitig durchdringen und sich zur wahren Classicität erheben. Der Bau der deutschen Sprache erschwert dem Schriftsteller sein Geschäft mehr als in einer anderen Sprache. Das und nichts anders hat auch Goethe gemeint, wenn sogar Er, hochgestellt durch eigene Kraft, höher noch durch die Abgötterei seiner Zeitgenossen, das harte Wort ausspricht:

---

*) Sachkundige wissen, wie viel verdammende Urtheile der Hexameter der Messiade, dem Voß späterhin die höhere Ausbildung gab, über sich ergehen lassen mußte.

Nur der Meisterschaft nach bracht' ich ein einzig Talent:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' unglücklicher Dichter
Ich im schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Darum besonders empfahl der König wiederholt ein sorgsames Studium der Alten, und drang auf die Uebersetzung ihrer Prosaiker und Dichter, deren geschmackvolle Lesuug auf den Schulen er zu vermissen glaubte. Und gewiß hatte er darin Recht. Es fehlte den damaligen Gelehrten an deutschen Gymnasien fast allgemein an dem wahren didaktischen Talent, an dem Geschick, die Sprachstudien mit philosophischem Geist zu behandeln, und die Alten zur Bildung des Verstandes, des Geschmacks und des ästhetischen Gefühls zu benutzen; sie waren reiche Sprachwisser, aber nicht reich begabte Lehrer. Der einzige Gewinn, den sie für ihre Schüler erzielen zu müssen glaubten, war Correctheit und Phraseologie, und der höchste Ruhm, den sie für sich selbst in Anspruch nahmen, Conjectural-Kritik. Wie aber der Maler und plastische Künstler in Dresden und Rom seinen Geschmack an den Meisterwerken seiner Kunst bildet, so sollte der junge Studirende die Kunst zu schreiben erlernen aus den Schriften der Griechen und Römer; und das, was er in ihr gelernt, dann als deutscher Schriftsteller und Lehrer 2c. praktisch machen für die materielle und formelle Bildung seines Volks, besonders für die Reinigung und Belebung des Geschmacks. Auf diesem Wege hoffte er die Nationalbildung rascher fördern zu können, als es bisher geschehen, wo deutsche Gelehrte nur ihren persönlichen Ruhm als Gelehrte, d. i. als Kenner der alten Sprachen, in's Auge gefaßt, nicht aber die Anwendung ihres Wissens

auf die Geistes- und Geschmacksbildung ihres Volks und dessen Sprache zum Zielpunkt gemacht hätten. Kann ein König pädagogisch richtiger urtheilen? Und hat nicht die Erfahrung in den letzten funfzig Jahren das Wohlthätige seiner Absicht bestätigt? Jetzt sind wir — Gott sei Dank! — so weit gekommen, daß wir in jeder Schreib- und Dichtart wenigstens eben so viel Treffliches hinzustellen haben, als uns aus Griechenlaud und Rom überkommen ist, und daß es unserm Volk und besonders unsern Schulen an Musterbildern aus unserer vaterländischen Mitte nicht fehlt, wenn man sie nur lesen und studiren will.

Die Rüge, welche Friedrich den Schul- und Universitätslehrern über ihre Methode machte, unter ihnen besonders den Professoren der Jurisprudenz, ist aus einer satirischen Feder geflossen, der vielleicht einzelne Erfahrungen oder ein bloßes Hörensagen den Stoff zugeführt haben. Es stecken aber doch Wahrheiten darin, die wir lieber verdecken, da sie auch unsern Zeitgenossen nicht unerhört sein möchten. Die methodischen Verbesserungen, welche er vorschlägt, passen indessen nicht für den Zeitgeist, dem sie dargeboten werden, konnten aber allerdings zu nützlichen Discussionen Veranlassung geben; und dies mochte auch wohl der große König damit bezwecken.

Nicht ganz dürfen wir die Einschaltung übersehen, welche der König über die öffentlichen Schaubühnen macht. Diese waren allerdings bis zur Erscheinung der hamburgischen Dramaturgie in einem erbärmlichen Zustande*). Die Neigung zur dramatischen Poesie sprach

*) Eine vollständige Uebersicht des deutschen Schauspielwesens und aller von 1450—1760 erschienenen Trauer- Lust- und Singspiele enthält Gottsched's Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Leipzig 1. Thl.

sich zwar schon in dem Zeitalter des Hans Sachs aus, und fand nicht bloß in dem Volke, sondern auch in den Schulen Unterstützung und Nahrung; aber die meisten Dramen waren gereimte biblische Geschichten, so daß sie als gottesdienstliche Feierlichkeiten gelten konnten, wenn sie auch uns lächerlich uud abgeschmackt erscheinen. Auch hatte man damals noch keine Schauspielhäuser uud Schauspielergesellschaften, von denen erst im 17ten Jahrhundert die Rede ist. Die Aufführung der Stücke geschah unter freiem Himmel von den Bürgern selbst und auf deren Kosten. Einen namhaften Anfangspunkt fand die Kunst erst durch Andreas Gryph (gest. 1664), den man mit Recht als Begründer einer geregelten dramatischen Poesie, besonders des Trauerspiels betrachtet, wenn gieich seine Stücke größtentheils römischen, italiänischen, niederländischen und französischen Mustern nachgebildet und mit allegorischem Schmuck und Wortgepränge überladen sind. Nur lahm und langsam schlich sie fort bis in das 18te Jahrhundert, wo Gottsched (gest. 1766), in Verbindung mit der berühmten Schauspiel-Directrice Johanne Neuber (die 1763 in großer Armuth starb), sich zum Reformator der Bühne aufwarf, den Hanswurst feierlich zu Grabe trug, den Komödianten die papiernen Manschetten abzog, die goldpapiernen Bordiren ihrer Kleider gegen Tressen austauschte, den barfuß erscheinenden Prinzessinnen Strümpfe anlegte, und die Theater mit einer Menge von Dramen, nach den Regeln der Griechen und Römer eingerichtet, versah. — Wirklich darf man nicht verkennen, daß er den Ton der Schaubühne veredelt, und der ganzen Kunst einen reinern Charakter gegeben; allein seine Prin-

1757, 2. Thl. 1765. Ein sehr brauchbares Buch, das noch keinen sachkundigen geistvollen Fortsetzer bis auf unsere Zeit gefunden hat.

cipien beschränkten sich in der dramatischen, besonders in der tragischen Kunst auf bloße Regelmäßigkeit, und seine frostige Natur gestattete ihm nicht, Werken des Geschmacks einen lebendigen Geist einzuhauchen. Dies war der höhern Kraft Lessing's (gest. 1781) vorbehalten, der sich theils durch sehr gelungene, noch jetzt auf unseren Bühnen lebende Dramen (Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise), theils und mehr noch durch seine scharfsinnigen Kritiken zum Schöpfer der deutschen Bühne und des nachfolgenden edlern Geschmacks gemacht hat. Lessing hatte schon 1756 als Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, in Verbindung mit Mendelssohn und Nicolai für die dramatische Poesie zu wirken gesucht. In seinen eigenen Dichtungen zeigte er, daß er die Knalleffecte und Schaugepränge der Bühne, wie sie bis dahin vorgekommen waren, verachtete, auch nicht die Zuschauer, wie es jetzt oft geschieht, auf die Tortur spannen wollte. Er legte die Fabel seiner Dramen mit großer Besonnenheit an; Alles, was in ihnen geschieht, ist nothwendig durch die Handlung selbst, bedingt durch den Charakter und die Leidenschaft der Personen, Alles reines Bild kunstgerechter Wahrheit, die ihr Interesse in sich selbst trägt, nicht vom Zufall abhängig macht. Kurz er strebte nach Classicität und foderte daher auch ein gebildetes Publikum. Schade, daß man Friedrich mit diesem genialen Mann — der seinen König in mehreren Oden besungen, und den hubertsburger Frieden durch eine eigene Schrift gefeiert hatte — nicht persönlich bekannt gemacht! Vielleicht fand es der akademische Präsident Maupertuis eben so wenig der Mühe werth, als er es schon 1749 nicht werth gefunden hatte, dem Könige den Klopstockschen Messias vorzulegen, obwohl Sulzer dies sehr gewünscht hatte.

Auch für Berlin war die Blüthezeit Lessing's die

Blüthe der Schaubühne. Zwar spielten hier schon seit 1690 wandernde Schauspieltruppen; aber erst unter Friedrich wurden manche dieser fahrenden Gesellschaften durch Privilegien begünstigt, namentlich Döbbelin und Schuch (1767), welcher letztere seine Vorstellungen in einer Bude auf dem Gensd'armen-Markt gab; andere wurden schon früher sogar auf Königlichen Befehl herbeigerufen, wie die Schönemannsche von Breslau (1742), die mehrere Stücke von Joh. El. Schlegel, von Gottsched, Gellert und Joh. Christ. Krüger gab, auch französische von Corneille, Voltaire und Molière in Uebersetznngen. Eben so gab die Ackermannsche Bühne auf dem Rathhause (1754) sehr beliebte Vorstellungen. Unter den deutschen Schauspielern waren einige ausgezeichnete Künstler wie Schröder (gest. 1816), aus Hamburg, der in Gastrollen als Hamlet, Lear, Falstaff ꝛc. auftrat, und Conrad Eckhof (gest. 1778), der die Schönemannsche Bühne schmückte. Neben den deutschen Truppen spielten auch französische auf dem sogenannten Kurfürstensaal des Schlosses, oder auf dem grünen Gartentheater in Monbijou, mit denen aber der König nur ziemlich zufrieden zu sein schien (ils jouent passablement quelques pièces du theatre italien et de Molière, sagt er in einem Schreiben an Voltaire), ungeachtet Voltaire in eigner Person mitspielte, und den Cicero in Catilina, so wie den Orosmar in der Zaire machte. Erst nach Döbbelin's Abgang 1751 bekam Berlin ein stehendes Theater durch Heinrich Gottfried Koch (gest. 1775), der solches sehr glänzend eröffnete mit Miss Sara Sampson von Lessing. Diese Bühne ward kräftig von Ramler unterstützt, und der König selbst gestand ihren Mitgliedern vorzügliche Talente zu. Nach Koch's Tode bekam Döbbelin das Königliche General-Privilegium, und schuf sich

durch die Meisterschaft mehrerer Schauspieler und durch die glücklichste Wahl der Stücke eine Bühne, wie sie Deutschland bis dahin noch nicht gesehen. Unzelmann (gest. 1832) glänzte als erster Komiker, und unter den fremden Künstlern, die in Gastrollen auftraten, Brockmann als Hamlet. Ihm wurde die bis dahin noch ungekannte Ehre, daß er vom ganzen Publikum herausgerufen, ja daß eine Denkmünze auf ihn geprägt wurde. Seit dieser Zeit fingen die Shakespearschen Stücke an in's Leben zu treten, dagegen die französischen immer mehr an ihrem frühern Reiz verloren und bis auf die leichten Conversationsstücke allmählig abstarben. Friedrich baute zwar in demselben Jahre für die französische Komödie ein Schauspielhaus auf dem Gensd'armen-Markt, dessen Inschrift: „ridentur et corriguntur mores" zeigte, daß man damals von dem wahren Zwecke des Schauspiels noch einen beschränkten und dunklen Begriff hatte. Aber bei dem Wetteifer zwischen dem deutschen und französischen Theater behielt das erste die Oberhand, und selbst der König war, ungeachtet der Aufmunterungen seines Schauspieldirectors v. Arnim, nicht geneigt, für die Hebung des französischen Schauspiels etwas zu thun; es ging unter und Friedrich ergetzte sich nun an der italiänischen Oper, in der er, gelehnt an die Scheidewand des Orchesters, umgeben von seinen Generalen und Officieren, dem dirigirenden Kapellmeister in die Noten sah, und dem Orchester oder einer Sängerin, z. B. der Mara (die 1771 mit 3000 Rthlr. Gehalt angestellt, 1833 zu Reval starb) nicht selten Beifall klatschte.

Mit dem Todesjahre Friedrichs hörte die französische Komödie ganz auf, und das für sie erbaute Schauspielhaus wurde nun zu einem National-Theater, welches Döbbelin durch Spiel und Rede

von Ramler den 4ten December 1786 feierlich einweihte.

Nun nahm der Geschmack eine andere entgegengesetzte Richtung. Viele Theaterfreunde wandten sich ab von der leichten, regelrechten, dramatischen Poesie, die Gottsched begünstigt hatte, und neigten sich der freiern englischen zu, die ihnen ungleich stärkere Nahrung darbot. Wer den schöneren und größeren Theil seines Lebens dem französischen Geschmack gehuldigt und seinen höchsten Genuß in den Dichtungen eines Racine, Molière, Boileau, Voltaire gefunden hatte, vermochte nicht leicht auch den Gegensatz eines Shakespear in sich mit Wohlgefallen aufzunehmen. Und so ist es sehr begreiflich, daß der König, in dem ein bestimmter Geschmack sich befestigt, und der die Aristotelische Einheit des Orts und der Zeit als unerläßliche Bedingung eines Drama festhielt, den Shakespearschen Stücken keinen Geschmack abgewinnen, und sie für lächerliche Fratzenspiele, für einen Mischmasch von Hoheit und pöbelhaftem Wesen, Hanswurstpossen und tragischem Ernst erklären mußte. Nur eine Folge davon war es, daß er auch Goethe's Götz von Berlichingen, dies großartige romantische Bild des untergehenden Mittelalters, das dem neuen Zeitgeist politischer Zahmheit nnd Unterwürfigkeit Platz machen mußte, — unwillig von sich wies, da Anlage und Charakter des Stücks zeugen, daß sein Verfasser von dem großen Briten begeistert, die Regeln französischer Convenienz den Gesetzen der Natur und Wahrheit unterordnete. Friedrich theilte seine Ansicht mit vielen Gebildeten seines Zeitalters, namentlich mit Sulzer, der sonst dem französischen Wesen nicht eben hold war. Etwas zufriedener äußert sich der König über das Lustspiel, und hebt hier lobend den „Postzug oder die nobeln Passionen" heraus, das er eine echte,

originelle Komödie nennt, die auch dem Molière nicht besser gelungen sein könnte, weil darin unsere Sitten lächerlich gemacht werden*). Indessen ist er bei seinen Urtheilen so billig, den Grundsatz anzuerkennen, daß man über die Verschiedenheit in Sachen des Geschmacks nicht streiten könne.

Was dem Könige noch gar sehr am Herzen lag, war die Verbesserung des Curialstyls. Dieser bildet zwar kein Moment in der deutschen Literatur, aber er ist doch ein Zeichen von dem Bildungszustand eines Volks in dessen Geschäfts-Praxis, obwohl er lange Zeit hindurch nur als Satire auf die Sprachcultur der Gerichtshöfe angesehen werden konnte. Friedrich hatte hier unter allen Regenten die bösesten Erfahrungen gemacht, da er schon als Prinz in Cüstrin diese Ausgeburt der Geschmacklosigkeit nach ihrem ganzen Ekel kennen gelernt, die gewiß nicht wenig auf seine Ansicht von deutscher Sprache überhaupt eingewirkt hat. Mehrmals klagt er darüber in seinen Briefen, auch in seiner Unterredung mit Gellert, den er geradezu fragt „ob er denn nicht wider den stylum curiae geschrieben." Doch ertrug der geistvolle Mann diese Geistes-Tortur in seinen Regierungsgeschäften, bis ihn endlich, da er keine freiwillige Verbesserung in den Verhandlungen wahrnahm, sein Unwille antrieb, den 12ten Juni 1764

*) Das Stück ist von dem damaligen Oesterreichischen Oberst-lieutenant Cornelius v. Ayrenhof in Wien. Es ist ein Lustspiel in zwei Aufzügen, das 1769 auf das Theater gebracht, in ganz Deutschland beifällig aufgenommen wurde. D. V. schildert darin die nobeln Passionen der Oesterreichischen Landjunker in einem leichten und lebhaften Dialog. Die beiden Hauptcharaktere des Pferde- und Jagdnarren sind treffend gezeichnet. Der Ausgang ist: der Graf von Reitbahn tritt dem Major von Rheinberg seine Liebste gegen ein Gespann Schecken ab, und der Vater gibt seine Zustimmung für eine Kuppel ungarischer Wildhunde. S. Ayrenhof's sämmtliche Werke, 3ter Band. Wien und Leipzig 1789. gr. 8.

ein Circular und Formular zu erlassen, nach welchem der Kanzlei-Styl eingerichtet werden sollte, und noch ein Jahr vor seinem Tode, den 15ten Januar 1785 ein Circular an die Präsidia sämmtlicher Landes-Justiz-Collegien wegen deutlicher und allgemein verständlicher Abfassung der Immediatberichte. Nach specieller Entwickelung dessen, was unterlassen und was gethan werden solle, ging die allgemeine Foderung dahin, jeder Bericht solle so abgefaßt sein, daß auch der Laie den Inhalt zu verstehen im Stande sei*). Da aber die Wirkung einer solchen Foderung von der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung jedes Geschäftsmannes abhängig ist, auch Herkommen, frühere Verwöhnung und Vorurtheil dabei zu bekämpfen sind: so ist es begreiflich, daß eine merkbare Verbesserung des Curialstyls erst in der folgenden Generation, und doch nur sehr allmählig eintreten konnte. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn Preußen auch vor den südlichen Staaten Deutschlands einen Culturschritt voraus hat, doch der alte Schlendrian eines Seiten langen schwerfälligen und dunkeln Periodenbaues, einer Anhäufung von obsoleten Verbindungswörtern, veralteten Redensarten, und vermeidlichen Kunstausdrücken noch in unserer Zeit nicht bei allen Justiz-Collegien vertilgt ist, ja daß Fälle eintreten, wo man zu glauben versucht wird, daß unsere Geschäftsmänner in der Bestimmtheit und Concision ihres Styls Rückschritte machen, ungeachtet unsere Schulen sich mehr als jemals für diese Eigenschaften der guten Schreibart abmühen. Selbst das allgemeinste Volksblatt Berlins, das unter dem Namen „Intelligenzblatt" für alle Stände und für alle Arten und Unarten von Geschäfts- und Ver-

---

*) S. Mylius N. C. C. M. Bd. 3. N. 36. p. 423; und Bd. 7. Nr. 3. p. 3005.

gnügungs=Anzeigen bestimmt ist, also den Charakter der höchsten Deutlichkeit vorzugsweise haben sollte, enthält nur zu viel Beweise von grober Vernachlässigung im Curial= und Geschäfts=Styl.

In Zusammenhang damit steht der Briefstyl, in so fern er Geschäftsangelegenheiten behandelt. Auch dieser hatte den Charakter der Schwerfälligkeit, wenn man ihn mit dem französischen vergleicht. Einen Beweis davon geben die Briefe Reinbeck's und Wolf's an den König, gehalten an die wohllautenden und fließenden Geschäftsbriefe von Maupertuis, d'Argens, Voltaire, Algarotti und der übrigen ihm nahe stehenden Ausländer. Nur wenige Muster eines guten Briefstyls sind uns aus jener Zeit gekommen, unter denen (wenn man ihrer breiten Schreibart etwas Nachsicht gestattet) die Gellertschen und Rabenerschen oben an stehen, obwohl diese freilich mehr Briefe der Empfindung und Unterhaltung sind.

9. Preußens specielles Cultur-Verhältniß zu den Franzosen.

Schon seit dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) durch den schlauen Kardinal Mazarin hatte Frankreich einen großen Vorsprung in seiner politischen Macht und seinem Einfluß auf Europa, besonders auf Deutschland, gewonnen. Ludwig XIV. erlaubte sich einen Raubkrieg nach dem andern, bald gegen die Republik der Niederlande, bald gegen Deutschland; seine Eroberungssucht fand sogar mitten im Frieden noch Mittel, die Gränzen seines Landes auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, Straßburg (1681), Luxemburg und viele andere Städte zu besetzen und seine Ansprüche auf das ganze linke Rheinufer auszudehnen, eine Ungerechtigkeit, der sich der damalige deutsche Kaiser Leopold nicht widersetzen konnte, weil er durch die von den Franzosen aufgereizten Türken selbst in seiner Hauptstadt Wien bedrängt wurde. Diese Kriege und Bedrängnisse wurden fortgesetzt erneuert und endeten erst ein Jahr vor Ludwigs Tode (1715) mit dem Friedensschluß des spanischen Erbfolgekrieges.

So erschöpft und leidend auch Frankreich dadurch geworden war, hatte sich doch Ludwig die Hegemonie in Europa verschafft, und damit die höchste geistige Autorität verknüpft, da er die ersten Schöngeister, Gelehrten und Künstler seines Volks um seinen Thron sammelte und, wie Augustus zu Rom, für die französische Literatur ein goldenes Zeitalter herbeiführte. Die Namen Renatus Descartes (Cartesius), Saumaise, Peter Bayle, Bossuet, Fenelon (der Verf. des Telemach) glänzen

in der Gelehrtengeschichte seiner Zeit, und neben ihnen die Dichter Corneille, Racine, Molière, la Fontaine, welche die französische Sprache zur höchsten Ausbildung erhoben, und ihr eine solche Geschliffenheit gaben, daß alle Nationen Europa's sie vorzugsweise lieb gewannen, die Fürsten sie zur Hof-, die Gesandten zur diplomatischen Sprache machten, und alle höhere und feinere Gesellschaften ihre Conversation dadurch veredelten. Dies ist bei einem lebenden Volk ein höchst bedeutender Vorzug, der schon allein hinreicht, ihm eine Macht über seine Nachbarn, und einen der besten Alliirten im Kriege mit denselben zu geben. Die Künste gingen mit der Gelehrsamkeit und den schönen Wissenschaften Hand in Hand, unter ihnen besonders die Architectur, welche die schönsten Palläste und Schlösser zu Versailles, Marly, Trianon ꝛc., hervorzauberte; Luxus und Mode schrieben die Gesetze des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens für ganz Deutschland, das seine Originalität und Sitte freiwillig und gern dem französischen Wesen in dem Grade aufopferte, daß diejenigen Personen, welche sich dagegen sträubten, nicht selten ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung wurden.

Was in Bezug auf Sprache und Mode geschah, trat auch in der Literatur, namentlich in den schönen Wissenschaften hervor. Fast alle jüngere Gelehrte und Dichter hatten um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ihre Geschmacksbildung durch französische Schriftsteller erhalten; selbst Wieland, wie seine ersten Schriften beweisen, huldigte denselben, und nur ein Mann aus dieser Periode ist zu nennen, der sich der Nachahmung überhaupt in dem Gebiete der Dichtkunst kräftig widersetzte, weil er glaubte, daß der Deutsche, der einen Hermann und Leibnitz gehabt, den eignen Genius nicht länger in sich verkennen, und nicht in Ketten denen nachgehen dürfe, welchen er —

wär er kühner — vorüberfliegen würde. Klopstock's scheltendes Wort tönte zwar durch Deutschland nicht ohne Erfolg, aber die Wirkung zeigte sich nur im Einzelnen, und wurde erst gegen das Ende des Jahrhunderts dadurch merklich, daß die Autorität französischer Schriftsteller sich in die Autorität der Briten theilen mußte.

Diejenigen Staaten aber, welche am meisten von der Sucht der Nachahmung bedrängt wurden, waren Preußen und Sachsen, die sich ganz dem Einfluß der französischen Literatur und Mode hingaben, und solchen schon in der Erziehung durch Bonnen und Gouvernanten dem jugendlichen Herzen einimpften. Beide Staaten schienen vom Schicksal dazu bestimmt zu sein, ihre Civilisation von Frankreich zu erhalten. Als nämlich Ludwig, den pfäffischen Einredungen seines Beichtvaters la Chaise folgend, das Edict von Nantes aufhob (1685), verließen 50,000 evangelische Familien seiner treusten, geschicktesten und wohlhabendsten Unterthanen ihr sie verfolgendes Vaterland, und suchten und fanden ihr Asyl theils in England und Holland, theils in Sachsen und der Mark Brandenburg, deren großer Kurfürst, Friedrich Wilhelm, durch das Potsdamer Edict vom 29sten October 1685 allen Flüchtlingen eine Freistatt in seinen Ländern eröffnete und viele Tausende derselben aufnahm*). Im Jahr 1700 zählte man deren im Brandenburgischen überhaupt 13200, wovon gegen 6000 sich in Berlin ansässig gemacht. Die theilnehmende und liebevolle Behandlung, die sie am kurfürstlichen Hofe und unter den Bürgern selbst fanden, eröffnete den Eingewanderten die schöne Aussicht auf eine glückliche Zukunft in dem neuen Vaterlande. So wie einst Pelasger, Phönizier und Aegypter bei ihrer Einwan-

*) Schon vor der Anfhebung des Edicts hatten sich viel Evangelisch-Reformirte in den Preuß. Staaten niedergelassen.

derung in das alte Hellas, so brachten die Franzosen den Geist der Erfindsamkeit und Industrie mit in die brandenburgischen Staaten. Die Mark Brandenburg war damaliger Zeit in materieller und geistiger Beziehung ein armes Land; wenig Producte, wenig Industrie machte es ihm unmöglich in seinem Verkehr mit dem Auslande das Gleichgewicht zu halten, oder einen Tauschhandel zu schließen. Der Volksgeist war noch nicht geweckt; zu bedeutenden Anlagen und Unternehmungen in Künsten und Gewerben fehlte es an Kenntniß, Erfahrung und Geld. Der Funke des Prometheus sollte das thönerne Gebilde erst beleben. Dies geschah jetzt. Unter den französischen Flüchtlingen befanden sich Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, Militär-Personen und Gelehrte. Sie alle konnten dem Preuß. Staate auf mannigfache Weise nützlich werden, sobald ihnen ein Wirkungskreis für ihre Thätigkeit eröffnet und ihr Fleiß durch Hülfsmittel unterstützt wurde. Viele von ihnen legten Manufacturen und Fabriken an, besonders in Seide, deren ersten Anbau sie veranlaßten; man gewann nun theilweise in der Nähe, was man bis dahin mit schwerem Gelde aus dem Auslande hatte beziehen müssen. Andere legten sich auf den Gartenbau und zwangen den dürren Boden der Mark für Gemüse, Früchte und Blumenanlagen empfänglich zu werden. Noch Andere wirkten durch ihre taktischen Kenntnisse auf die militärische Ausbildung und Verbesserung der Waffen und Kriegsmittel. Alle aber wurden theils durch ihren festen unerschütterlichen Glaubenssinn, theils durch ihren unermüdeten Fleiß, ihre Mäßigkeit und Sparsamkeit für Tausende ein Muster der bürgerlichen und häuslichen Ordnung, so wie eines sittigen und anständigen Umgangs zugleich. Wirklich muß auch der eifrigste Patriot, wenn er nicht ungerecht sein will, gestehen, daß die Mark und namentlich

Berlin

Berlin der Einwanderung französischer Flüchtlinge viel Gutes zu verdanken hat. Dies sah der große Kurfürst Friedrich Wilhelm wohl ein, liebte und unterstützte daher die Flüchtlinge mit väterlicher Sorgfalt, und empfahl sie noch kurz vor seinem Tode seinem Nachfolger Friedrich I. So wurde nach und nach aus den einzeln da stehenden Ansiedlern ein völlig organisirter Pflanzstaat, der sein eignes Gericht, seine eigenen Kirchen und Schulen, sein eigenes Consistorium, seine eigenen Hospitäler, Armen- und Unterstützungsanstalten und in Allem gleiche Rechte mit den Eingebornen hatte. Dies beförderte natürlich auch die Mischung des französischen und deutschen Blutes durch Ehe und Familienverbindung, die wieder mannichfache Verhältnisse und Verbindungen mit Frankreich selbst, namentlich mit Paris, Lion rc. in merkantilischer Beziehung hervorrief.

Wenn wir aber das Gute mit freudiger Dankbarkeit anerkennen, so dürfen wir auch nicht das Böse verschweigen, das aus dieser engern Verbindung mit dem französischen Volke für märkische Sitte und Gewohnheit hervorging. Alles, Alles nahm einen französischen Anstrich an: Erziehung, Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Speisen und Vergnügungen, und die Sprache wurde entweder gegen das Französische ausgetauscht oder mußte sich gefallen lassen, mit dessen Wörtern und Redensarten vielfach bunt ausgeschmückt zu werden. Aus diesen persönlichen, verwandtschaftlichen, sprachlichen und Geschäftsverbindungen mußte nothwendig unter den Bewohnern der Mark ein gemischter Volkscharakter entstehen, der im Physischen wie im Geistigen neue Früchte hervortrieb, deren Genuß wie der Apfel des Paradieses deutsche Unschuld und Einfalt vergiftete. Das Streben nach höherer Einsicht und Klugheit, wenn es einmal in der menschlichen

Brust geweckt ist, findet auch auf seinem Irr- und Abwege keinen Haltepunkt, auf dem eine warnende Stimme die Gefahren zeigt, denen der treibende Geist ausgesetzt ist. Es gab zwar auch unter den Bewohnern Deutschlands und der Mark manche einsichtige Männer, die, wie der alte Cato in Rom vor den Griechen, so vor den Franzosen warnten, und das Unheil vorhersahen, das späterhin über die deutsche Urkraft hereinbrechen und ihre Reinheit trüben würde. Aber was hilft der aufgehobene Finger gegen die Süßigkeit der Leidenschaft, die seiner Drohung nicht achtet. Der Spott, mit dem schon im Jahre des westphälischen Friedens der Niederdeutsche Dichter Laurenberg*), die Deutschen wegen ihrer blinden Nachahmung französischer Sitte gezüchtiget hatte, war längst verhallt; was konnte man sich von dem plumpen Unwillen versprechen, der jetzt über die Gallomanie in mehreren Flugschriften hervorbrach! Der Märker mußte mit und wider Willen von dem Strome sich forttragen lassen. Ihm war der Pariser, was dem Römer der Athener: bildend und verbildend, geistig erhebend und ethisch lähmend, säubernd und befleckend, den alten Rost abschleifend und durch glänzende Politur den Kern verletzend, alles dies mischte sich in den französischen Einwirkungen auf deutschen Charakter.

Es ist höchst bedauernswürdig, daß ein so kräftiges Urvolk wie das Deutsche, das einzige dieser Art in Europa, reich ausgestattet von der Natur mit den schönsten romantischen Anlagen, im heidnischen Zustand schon ohne Götter und Götzen, in seiner Gesinnung christlich schon vor der Bekanntschaft mit dem Christenthum, in

---

*) Hans Wilmsen Laurenberg plattdeutsche satyrische Gedichte erschienen zuerst 1648.

seiner Sprache reich, rein und ungemischt, voll Klarheit des Verstandes und Hoheit der Vernunft, immer strebend nach dem Idealen in Kunst und Wissenschaft — daß ein solches Volk nicht das Glück der Griechen theilen konnte, sich zum Original für das neuere Europa auszubilden, wie jene für das ältere. Das Schicksal wollte es anders. Die Weltbezwingerin Roma, die, wie Klopstock sagt, einst von unserm Vaterlande in ihr Blut gestürzt war, mußte seine erste Lehrmeisterin werden. Schon seit Karl dem Großen wurde das deutsche Volk auf eine Bahn gewiesen, wo es die fremden Elemente römischer Sprache, römischer Gesetzgebung und römischen Ritus als Norm seiner Civilisation vorgezeichnet fand, und diese Grundzüge bildeten sich durch das ganze Mittelalter hindurch so stark und unauslöschlich aus, daß sie zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften der Grundtypus aller Gelehrsamkeit und Geistesbildung wurden. Der Deutsche hätte sich vielleicht bei seiner in den glücklichen Kriegen mit Rom ihm gebliebenen Ursprache leichter von den Einflüssen römischer Civilisation frei erhalten können; aber seine Führer sahen den Vorzug nicht, der sie auszeichnete vor den übrigen Nationen, die einst, in Ketten an dem römischen Triumphwagen ziehend, aufgedrungene Sprache, Sitte und Gesetzgebung annehmen mußten. Was im 15ten oder 16ten Jahrhundert für größere Originalbildung der Deutschen vielleicht noch möglich gewesen wäre, ist nun für immer verloren. Schon ein rohes, ungebildetes Volk, wenn es die Gränzen seines Landes mit chinesischer Mauer umziehen, um fremde Bildung von sich abzuhalten, oder durch eine lykurgische Gesetzgebung seine alte Sitte festhalten wollte, würde seinen Zweck nicht ganz erreichen: wie viel weniger ein schon in der Civilisation weit vorgeschrittenes. Der Deutsche hat indessen

doch seine Eigenthümlichkeiten länger bewahrt als seine südlichen Nachbarn, die, als einverleibt dem römischen Gebiet auch von römischer Cultur früher und stärker durchdrungen waren, und so mußte es den Italiänern zuerst schon zu Ende des 13ten Jahrhunderts, dann zunächst den Engländern und Franzosen gelingen, mit der römischen Literatur vertrauter und für Wissenschaft, Kunst und Bildung früher empfänglich gemacht zu werden als den Deutschen, die ihre allgemeine und höhere Anregung dazu erst durch zwei der wichtigsten Welterscheinungen, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die Kirchen-Reformation erhielten — die beide aus ihrer Mitte entsprangen*), —

*) Mögen die Acten über die Erfindung der Buchdruckerkunst (der eigentlichen Typographie in heutiger Bedeutung) bei dem Streit über Person und Ort auch noch nicht völlig abgeschlossen sein: so haben doch unsere Geschichtschreiber nach den bisherigen Forschungen das Resultat festgestellt, „daß diese Kunst in Mainz durch einen Deutschen, Johann Gutenberg, mit Beihülfe Peter Schöffer's von Gernsheim erfunden und ausgeführt worden sei, und das Jahr 1440 als die Zeit der Erfindung angenommen", wie denn auch in allen frühern Jahrhunderten das Jubiläum im Jahre 40 gefeiert worden. So fällt also die wichtigste Erscheinung der Geisterwelt mit der Säcularfeier des wichtigsten deutschen Regenten zusammen. Wir benutzen daher diese Gelegenheit, auch von unserer Seite dem Gedächtniß des Erfinders unsere Huldigung durch den Abdruck der lateinischen Grabschrift darzubringen, die sein Anverwandter Adam Gelthuß auf ihn gefertiget, die aber wohl nur auf dem Papiere geblieben ist, da sich in der Kirche des heiligen Franciscus (Minoritenkirche) in Mainz, welche die Ueberreste des unsterblichen Mannes aufnahm, kein Grab- oder sonstiges Denkmal vorfindet. Die Grabschrift lautet:

D. O. M. S.
Joanni Genszfleisch artis impressoriae
Repertori, de omni natione et lingua
Optime merito, in nominis Sui memoriam
Immortalem, Adam Gelthus posuit.
Ossa ejus in Ecclesia D. Francisci
Moguntina feliciter cubant.

(S. Allg. Encyklopädie d. Wissensch. und Künste von Ersch und Gruber. Vierzehnter Theil. Leipzig 1825. S. 224 seq.)

Ohne die vorangegangene Erfindung der Buchdruckerkunst wäre das zweite Werk — die Reformation Luthers — nie zu Stande gekommen.

obwohl schon die Stiftung deutscher Universitäten im 14ten Jahrhundert manche bedeutende Talente geweckt hatte. Deutschlands höhere Bildung aber hielt sich mehr in dem Gebiete abstracter Erkenntniß — der Religion und Philosophie; dagegen Frankreichs in der Politik und in der Rede= und Dichtkunst. Während diese Art der Bildung aber wegen ihrer anmuthigen und allgemein geltenden Objecte mehr zur eigentlichen Nationalbildung hinführte, die deutsche dagegen die Gelehrten=Kaste fast ausschließlich beschäftigte: so mußte der Deutsche lange Zeit hindurch seinem Nachbar, dem Franzosen, in der Ausbildung der Landessprache und in den Redekünsten nachstehen, um so mehr als dieser Alles mit südlicher Wärme und Lebhaftigkeit, jener aber mit nördlicher Strenge und ernster Abstraction auffaßte.

Man würde aber von der Einsicht des großen Königs einen falschen Begriff haben, wenn man glauben wollte, daß er von den Franzosen nur Gutes geglaubt, und die durch sie entstandene Mischung des deutschen Volkscharakters übersehen oder gar für unschädlich gehalten hätte. Es ist aus seinen Schriften, besonders aus den Briefen an französische Gelehrte nachzuweisen, daß er die deutsche Ehre geschätzt, von den Franzosen aber als Volk sehr gering gedacht habe. Er achtete im Allgemeinen nicht ihren Charakter, und fand ihre sittlichen Zustände keineswegs nachahmenswerth. Er hielt sie für eine stets nach Neuigkeit haschende Nation, und betrachtete sie in Bezug auf seine Person nur als ein Spielwerk seiner Mußestunden. In einem Schreiben an d'Alembert (7. Mai 1779) sagt er geradezu: „Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht." In andern Briefen tadelt er, gleich dem besten Deutschen, den leichtsinnigen und

frivolen Charakter der Nation, und zieht sogar ihre vorherrschende Intelligenz in Zweifel. „Frankreich" sagt er in einem andern Schreiben an d'Alembert (29. Nov. 1776) „besitzt Philosophen, aber ich behaupte, daß der größere Theil der Nation abergläubischer ist als irgend ein Volk in Europa*). — — Dank sei dem Schicksal, daß Deutschland von Tage zu Tage duldsamer wird; jener schädliche Religionseifer, der Grund so vieler blutigen Scenen, erlischt, und Niemand fragt die, mit denen er umgeht, von welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, daß der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe." Was er an ihnen höher zu finden meinte, bestand in ihren geselligen Tugenden, ihrer Geschliffenheit, ihren Talenten für das Schöne, ihrer Geschmacksbildung, ihrer verfeinerten Sprache. Nur ausgezeichnete Köpfe, die sich durch diese Eigenschaften als Schriftsteller oder im persönlichen Umgang ihm empfahlen, liebte er, und würdigte sie seines nähern Vertrauens; das Ansehen der Nation selbst verlor in seinen Augen immer mehr und mehr, als die französische Literatur zu entarten anfing. Da nun seine ganze Subjectivität mit der bessern Art der französischen Bildung in Einklang stand, und solche auf sein eben erst sich civilisirendes Volk zu übertragen ein Hauptzweck seiner Regententhätigkeit war: so konnte und wollte er die Mischung des französischen und deutschen Volkscharakters auch nicht hindern; vielmehr strebte er sie zu befördern, da sein Volk durch die französische Colonie dazu vorbereitet, und ihm also

---

*) Man kann wirklich fragen: ob die Geschichte einen abscheulichern Justizmord aus religiösem Fanatismus aufzuweisen habe, als den am 9ten März 1762 an Jean Calas zu Toulouse verübten, woraus Christ. Felix Weiße ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen bearbeitet hat.

Gelegenheit und Mittel zur Erreichung seines Zweckes reichlich dargeboten waren; doch immer unter der sich selbst geschriebenen Bedingung, daß er als Regent die eigene mitwirkende Leitung nach seiner subjectiven Einsicht sich vorbehielt. Er durfte dabei hoffen, daß eine spätere Zeit diese Mischbildung durch die von ihm in der Nation angeregte Kraft wieder von ihren Schlacken reinigen, und die Deutschen dahin führen werde, sich selbständiger zu bestimmen, da sie, wie er in seiner Abhandlung von ihnen sagt, Männer unter sich hätten, die sich die Vorzüge der Griechen und Römer, der Franzosen, Italiäner und Engländer erwerben könnten, und in der Philosophie die Alten überträfen. Wir glauben, daß die Staats-Pädagogik Friedrichs sich im 19ten Jahrhundert in Preußen rechtfertigt, und dürfen wohl ohne Widerspruch von unserm Volke bekennen: daß es jetzt bei höherem Nationalstolz seine Sprache und Literatur großentheils gereinigt, das Licht der Aufklärung überall verbreitet, seine Sitte veredelt, seinen Geschmack verfeinert, sich von bloß sklavischer Nachahmung frei gemacht und einen gediegenern freiern Charakter in der Wissenschaft wie in allen Lebensverhältnissen und allen Beziehungen gewonnen hat. Aber nicht stehen bleiben dürfen wir auf dieser Stufe. Der freiere, wissenschaftliche Geist, der durch Friedrich geweckt und genährt, auch auf die benachbarten Staaten wohlthuend und fruchtbar überging, will sorgsam gepflegt sein, wenn er nicht von dem Geist anderer durch die Natur mehr begünstigter Länder überflügelt werden soll. „Preußen", so schrieb schon im Anfang dieses Jahrhunderts der unglückliche, aber geistvolle Dichter Franz v. Sonnenberg*), „Preußen hat sich wie ein Rom gebildet;

*) S. dessen Donatoa. Epopöie von Fr. v. Sonnenberg. Zweiter Thl. 2ter Bd. Halle 1807. S. 330.

aber es will nur durch außerordentliche Talente, durch Genie regiert werden, und muß daher alles Große, alles Außerordentliche im Menschen suchen und befördern; das allein erhebt es über die meisten andern Staaten." Wenn diese aber mit ihm wetteifern, und in Politik und Literatur, in Schul- und Volksbildung immer schneller zum Ziele vordringen: so möge dies nicht Neid und Mißgunst erregen, nicht den Frieden deutscher Völker-Einheit stören, sondern uns nur ein neuer Antrieb sein, die Würde und Größe aufrecht zu erhalten, mit der Friedrichs Regierung unser Vaterland beglückt hat. Deutschland hat in dem Jahrhundert Friedrichs allgemein die Kraft zur steigenden National-Cultur und den regsten Sinn für Industrie in einem solchen Grade entwickelt, daß der Schüler jetzt in allen Punkten neben oder über seinem Meister steht. Schon seit vielen Jahren zeigt sich zwischen Paris und Berlin ein oft umgekehrtes Verhältniß. Hier gelten Frankreichs Söhne nur noch als Sprachlehrer, in welcher Beziehung sie, wie billig, an den Lehranstalten und in den Familien den Vorzug haben; oder auch als Schauspieler; nicht aber in andern Zweigen der schönen Kunst, und gar nicht in der Literatur und im Gewerbe, oder in irgend einer andern Art solider bürgerlicher Thätigkeit. In Paris dagegen (wo sich nach den neusten Nachrichten 80,000 Deutsche befinden), wetteifern deutsche Künstler und Handwerker aller Art mit den französischen, und haben in manchen Künsten, wie in der Tonkunst, sogar die Oberhand (Meyerbeer, Mainzer, Kalkbrenner, Herz rc.) Die deutsche Sprache wird fleißiger studirt; deutsche Erzieher und Hauslehrer werden wegen ihrer gründlichen und vielseitigen Bildung überall vorgezogen, deutsche Schuleinrichtungen werden nachgeahmt; die Vermittelung des Waarenhandels zwischen Nord-

Amerika und dem europäischen Continent ist wie der Geldhandel (Rothschild, Schickler, Oppermann, Thurneisen ꝛc.) größtentheils in deutschen Händen, daher auch die Werkstätte und Comptoire mit jungen Deutschen gefüllt sind. Ueberall regt sich dort deutsches Leben, deutsche Gründlichkeit und deutsches Geschick. Wir bedürfen jetzt des helfenden Einflusses unserer Nachbarn nicht mehr: Preußen, erstarkt durch Friedrichs Geist, belebt und befruchtet sich fortan, unter der Leitung seiner väterlichen Regierung, durch sich selbst. — Gott segne den König!

Zweiter Abschnitt.

Friedrich in Bezug auf die Schulbildung seines Volks.

So wie man des großen Königs wohlthätigen Einfluß auf Sprache, Literatur und Volksbildung verkannt hat: so auch seine Sorgfalt für das Schulwesen. Jenisch*) sagt: „Zur Verbesserung der Stadt- und Landschulen trug er sogar nichts bei, daß er den gerechtesten Vorwürfen darüber nicht entgehen kann.“ Nach einem so flachen, fast die Persönlichkeit des Königs verletzenden Urtheile müßte man glauben, Friedrich habe sich um das Schulwesen seines Landes gar nicht bekümmert. Wäre dies, so würde er in Widerspruch mit sich selbst getreten sein; denn da sein ganzes Streben dahin gerichtet war, sein Volk zu erleuchten und zu bilden, so konnte ihm nicht entgehen, daß er zur bessern Erreichung seines Zwecks mit der Jugend, als dem heranwachsenden Geschlecht, anfangen müsse. Wenn nun schon von vorne herein die Sorgfalt des weisen Regenten für

*) S. dessen „Geist und Charakter des 18ten Jahrhunderts“ 2ter Theil S. 112

das Schulwesen nicht zu bezweifeln ist: so wird dies noch weniger der Fall sein, wenn wir geschichtlich darthun werden, daß dieser Gegenstand sein Nachdenken oft und ernst beschäftiget, daß er einen großen Theil seiner Mußestunden darauf verwendet, daß er aus eigenem Antrieb vielfache Anregungen zur Ausführung seiner zum Theil selbst entworfenen Plane gegeben, und die ihm gemachten Vorschläge, sobald er ihren Werth erkannt, willig angenommen habe. Nur ein Umstand könnte befremden, daß er zur Ausführung seiner eigenen Wünsche und Plane die erfoderlichen Mittel zu sparsam hergegeben, und seine eigenen Anordnungen nicht dem gesteigerten Bedürfniß angemessen und kräftig genug unterstützt habe. Wenn man aber bedenkt, daß eine durchgreifende Verbesserung des damaligen schlechten Zustandes der Stadt- und besonders der Dorfschulen Millionen erfodert haben würde, deren Beschaffung zur Zeit der schlesischen Kriege unmöglich, und nach Beendigung derselben wegen der dringendern Meliorationen physischer Landesbedürfnisse schwierig oder mit dem damaligen Staatshaushalt unvereinbar war; daß der König den Druck des Mangels und der Nahrungssorgen der meisten Schullehrer seines Landes nicht genau kannte, vielmehr glaubte, daß namentlich die Dorfschulmeister sich durch ihr erlerntes Handwerk oder durch den von ihnen mit betriebenen Land- und Seidenbau einen ausreichenden Nebenerwerb schaffen könnten, auch leider Keiner seiner nähern Umgebung sich fand, der ihn von diesem Vorurtheil zurückbringen mochte; daß endlich die Magisträte und Stadtgemeinen damals nichts aus eigener Kraft zur Aufhelfung ihrer Schulen thaten, ja oft sogar den Anordnungen dafür entgegen waren: so wird man den König mehr bedauern als anklagen, mehr den Zeitumständen als seiner Person die Unterlassungssünde zu-

rechnen müssen, an der wenigstens seine Gesinnung keinen Antheil hatte.

Kann man also auch die Königliche Freigebigkeit und Milde in dieser Beziehung nicht rühmen: so muß man doch dankbar anerkennen, daß Friedrich sich nach seiner besten Einsicht des besseren Schulunterrichts, der Methode, der Disciplin kräftig angenommen, selbst darüber nachgedacht, die einsichtsvollsten und aufgeklärtesten Männer zu seinen Cultus-Ministern gewählt, mit den vorzüglichsten Köpfen und Gelehrten über Schuleinrichtungen Rücksprache gehalten, um die beste Besetzung vacanter Schulstellen sich persönlich bekümmert, und durch diese vielfachen Beweise seiner Aufmerksamkeit und Achtung für den Lehrstand einen mächtigen Einfluß auf die Erhebung und Ermuthigung desselben gehabt, ja diejenigen Männer, die bis dahin nur als ein verächtliches Anhängsel der Kirche oder als servile Werkzeuge derselben betrachtet wurden, aus dem Staube emporgehoben, und die Würde und Ehre ihres hohen Berufs — als das höchste Geschenk, das er ihnen machen konnte — vor dem ganzen Volke anerkannt hat. In der That konnte der König auch wohl glauben, daß er dem Lehrstand durch das in ihm geweckte Gefühl seiner eigenen Würde auch ein Mittel gegeben haben werde, sich in dem Schulpublikum eine höhere Achtung und Theilnahme zu sichern und seinen äußern Zustand schon dadurch zu verbessern.

Die Idee zu einer bessern Erziehung und einem zweckmäßigern Unterricht war in Deutschland durch Hermann Franke (geb. 1663, gest. 1727), den Stifter des halleschen Waisenhauses begründet, aber (wie im ersten Abschnitt gezeigt worden) in Friedrichs Zeitalter kräftiger und allgemeiner für ganz Europa durch Rousseau angeregt und verbreitet worden. Der Emil dieses päda-

gogischen Reformators*) stellte rationale Grundsätze auf, welche ihm die Verfolgung der Geistlichkeit in Frankreich in dem Grade zuzog, daß seine Schrift durch Henkershand verbrannt wurde. In Deutschland aber erregte diese Schrift Begeisterung, und entzündete einen Feuerkopf, Bernhard Basedow (geb. 1723, gest. 1790), der mit dem Vorsatz, Reformator des Erziehungswesens in Deutschland zu werden, die idealische Theorie Rousseau's in Verbindung mit den Grundsätzen des Comenius über Didaktik zu verwirklichen strebte. Dadurch entstand das so genannte philanthropische Erziehungsinstitut zu Dessau (1774), aus dem mehrere Töchteranstalten als philanthropische Schul- und Privat-Pensionen unter Ulysses von Salis, Bahrdt, Pfeffel, Campe, Trapp, Feder, Olivier, Spazier, Salzmann rc. hervorgingen, die in eine unerfreuliche, lang dauernde Fehde mit den Humanisten geriethen. Der König scheint von den damaligen Kämpfen in der pädagogischen Welt einige historische Kenntniß genommen und ohne eigene Autopsie sich aus bloßen Berichten, Erzählungen, analogen Schlüssen ein Bild von dem Zustand der Erziehung und des Unterrichts entworfen zu haben, das neben dem Wahren manche falsche Züge enthielt. Dies ergibt sich aus seiner Schrift lettre sur l'éducation vom Jahre 1770, in welcher er den Schulen vorwirft, daß sie die Jugend nicht zum Nach- und Selbstdenken anführen, sie nicht im richtigen Urtheil üben, nicht ihren Geschmack verbessern, nicht ihnen die Grundsätze guter und edler Gesinnung einflößen. Behauptungen dieser Art gelten freilich nur in einzelnen Fällen, und verlieren an ihrer Gültigkeit, wenn sie das Ganze umfassen sollen. Aber es ist wahr, daß die Schulen damaliger

*) Emile ou sur l'éducation. Amsterdam 1762. 4 Bände. 8. Deutsch übersetzt in Campe's Revisionswerk rc. Bd. 12.

Zeit mehr dem Gedächtniß als dem Nachdenken darboten, und die Kräfte der Phantasie und des Gefühls nur dürftig anregten. Theils war die Lehrmethode nach damaligen Principien nur spielend, (denn ein ludi magister konnte ja eben so gut ein Spiel- als ein Schulmeister sein) und noch nicht auf eine verhältnißmäßige Ausbildung aller Seelenkräfte hingerichtet; theils fehlte es dem Unterricht noch an solchen Objecten, die vorzugsweise und zunächst das formelle Denken in Anspruch nehmen*). Aber der

*) Bis zu welchem Grade unsinniger, ja selbst unsittlicher Spielerei das damalige philanthropische Erziehungswesen in den höheren Familien getrieben wurde, davon hat uns die pädagogische Literatur noch hin und wieder einige Proben aufbewahrt. Unter ihnen ist eine der merkwürdigsten die kleine, 50 Seiten starke Schrift unter dem Titel: „Glücklich gemachter Versuch nützlicher Spielereyen mit einem jungen Cavalier von 5 bis in sein 8tes Jahr. Dem Herrn Professor Basedon zur Prüfung vorgelegt in einem Schreiben an die Kinderfreunde und Hofmeister. Leipzig 1776." Wir bieten dem Leser ein kleines Bild zur Ergetzlichkeit. D. V. erzählt uns mit der höchsten Selbstgefälligkeit die Weisheit seiner Methode und die Wunder, die er dadurch bewirkt hat. „Ich mußte, sagt er, „mit dem sonst so verdrießlichen Abece den Anfang machen. Binnen drei Tagen war diese Arbeit glücklich vollbracht (!) nnd zwar auf folgende Art: Mein junger Herr (ein sechsjähriges Kind) vergnügte sich am Reiten. Hiervon machte ich Gebrauch. Ich setzte ihm nach der Anzahl des Alphabets Spielsachen in die Stube, klebte darauf die Buchstaben, zeigte sie ihm nach dem Namen, und gab ihm Stock und Peitsche. Er stellte den Reitknecht vor, und ich den Herrn. (Fast möchte man sich wundern, daß er es nicht umgekehrt gemacht!) Ich befahl ihm, bald zu a, bald zu b u. s. w. zu reiten, und auf dem Wege beständig die Namen zu wiederholen. Das war ein außerordentliches Vergnügen für ihn, und für mich keine geringe Freude. Das Pferd stellte einen Mohrenkopf vor, welches seine Lieblingspferde sind. Es wurde mit klein geschnittenen Aepfeln, welche den Hafer vorstellten, in dem Stalle, welches der Zwischenraum des Repositoriums und Bettes war, gut gefüttert ꝛc. ꝛc. Nun machte ich den Uebergang zum Buchstabiren, und sann auf neue Spielereyen. Ich forschte erst nach seiner Neigung zum Chartenspielen; ich machte ihm vernünftige (!), seinen Jahren angemessene Vorstellungen, daß, nach den Sitten der großen Welt, in die er einst zu treten gedenke, das Chartenspiel beinah unentbehrlich sey (horribil e dictu!). Gar bald merkte ich einen Hang dazu. Ich klebte auf die Charten Wörter, und spielte mit ihm so, daß

König, der die formelle Bildung vielleicht mehr als die materielle in der Geschäftsführung seiner Beamten vermißte, bedachte nicht, daß das eigentliche Denken, oder das Bilden, Verbinden und Ordnen der Vorstellungen im Bewußtsein, eben so wenig gelehrt und erlernt werden kann als die Poesie, sondern allein aus dem abstracten Ich jedes Individuums hervorgehen muß. Alles, was die Schule hier zu thun vermag ist: Regeln zu geben und an Beispielen zu zeigen, wie man es anzufangen habe, zum eigenen Denken zu kommen. Die Anwendung für

---

ihm der Gewinnst unendlichen Spaß machen mußte, denn wir spielten um Geld, und ein Pfennig galt bei ihm einen Dukaten (horribile dictu!)." — Zu dem Religionsunterricht hatte der Erzieher sich einen Entwurf gemacht, der aus 122 Fragen bestand, unter denen auch folgende sind: wie heißt die erste Person in der Gottheit? was hat Gott der Vater gemacht? wie werden die Creaturen eingetheilt? hat Jesus ein königliches Amt? was that er als König? wie vielerlei ist sein Reich? wie vielerlei ist der Stand Christi? ꝛc. „Er konnte die drei Stücke des prophetischen Lehramts: Lehren, weißagen und Wunder thun, nicht merken. Ich zeigte ihm also bei dem Lehren eine mit Schnupftabak gefüllte Dose, ließ ihn selbigen heraus thun, und sagte: nun wäre die Dose leer, das machte ich zweimal so, dann mußte er es ꝛc. — Um seine Ambition zu erhalten stellte ich mich, als fände ich einen Artikel in den Zeitungen, in welchem er lobend geschildert werde, und dann sagte ich zu ihm: sehen Sie, mein junger Herr, welche Ehre Ihnen Ihr Fleiß zu Wege bringt, und dies erzählte er nun aller Welt (hört!). Bei dem Sprachunterricht fragte ich ihn: wie viel lateinische und französische Vocabeln er zu lernen Lust hätte. Bald sagt er: 4, bald 6, 10 Stück. Nun war ihm tief in seine Seele geprägt, daß die Pflicht, das Versprechen zu halten, einem Cavalier heilig seyn müsse. Er trat vor mich, schlug an seine Brust, und sagte: Herr Hofmeister bey Cavaliersparole, ich lerne zehn Vocabeln. — Ich gab ihm Gelegenheit, bei dem Vocabellernen allezeit an etwas zu denken, z. B. bei asinus dachte er an: der as Nus; bei deus dachte er an Thee, bei flos an einen Floh ꝛc. Auf diese Art waren aus des Comenius Orbis pictus mehr als 600 Wörter in einem Jahre bloß durch Spielen gelernt. — Doch genug von diesem pädagogischen Unsinn, den man für eine Satire halten möchte, wenn er nicht wirklicher Ernst wäre. Auf ähnliche Art wurde die gemahlte Welt auch auf Knabenschulen benutzt, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin. —

jede Art der Materie aber bleibt den Naturkräften überlassen, die, da sie bei der Mehrzahl schwach oder nur mittelmäßig sind, auch nur mangelhafte, unrichtige Begriffe und Urtheile hervortreiben können. Indessen kam es hier auch darauf an, daß die Schulen, welche die Mittel oder die Anleitung zum formellen Denken vernachlässigten, mehr dazu angehalten würden. Manche, die hierin nichts versehen zu haben meinten, fanden sich daher durch Friedrich's zu allgemeines Urtheil verletzt. Dahin besonders der treffliche Anton Friedrich Büsching, der, einer der ausgezeichnetsten Schulmänner seiner Zeit, dem König in einer eigenen Schrift darin widersprach*), welcher dies auch keineswegs übel deutete. Indessen gehörte die Anstalt, die er leitete, auch zu den vorzüglichsten in Friedrichs Staaten und berechtiget nicht zu einem Schluß auf die übrigen Schulen.

Die Sorgfalt Friedrichs für die Land- und Stadtschulen datirt sich indessen schon von dem Jahre 1750, in welchem er dem Ober-Consistorium aufgibt, auch auf die Landschulen, besonders in der Kurmark, die Aufsicht zu führen und für gute Schulmeister zu sorgen. Drei Tage vor dem Abschluß des hubertsburger Friedens, den 12ten Februar 1763, benachrichtiget er von Leipzig aus seinem

*) Büsching erzählt diesen Umstand im 5ten Theil seiner Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen (Halle 1788) S. 83. Er sagt: „mir ist dieses (die Aeußerung des Königs) unangenehm gewesen, und ich habe es 1772 gewagt, Ihm darin zu widersprechen (welches die Minister nicht wagten)," und nun gibt er die Worte des Widerspruchs selbst: „Si Vous ne pouvez ignorer, Sire, qu'il y a dans vos Etats des ecoles publiques, ou l'on s'applique avec tout le soin possible, à faire penser par eux-mêmes les jeunes gens, à former leur goût, à exercer leur jugement, et à leur inspirer des sentiments nobles et vertueux, Votre Majesté me permettra de lui dire, que de ce nombre est le College (Berlinisches Gymnasium zum grauen Kloster), dont je suis le directeur."

seinem Minister v. Dankelmann, daß er acht Schullehrer in Sachsen (die er für besser und eingeübter hielt als die märkischen) angenommen habe, von denen die eine Hälfte in der Kurmark, die andere in Hinterpommern auf Aemtern angestellt werden sollten, und befahl für ihr Unterkommen zweckmäßig zu sorgen, sie auch gegen die Verfolgung des Neides zu schützen, da sie den andern Schulmeistern zum Beispiel dienen und sie lehren könnten, die Jugend besser zu unterrichten. Eben so nahm er sich auch gleichzeitig der katholischen Schulen in Schlesien an. Besonders merkwürdig aber ist das General-Land-Schulreglement, das er den 12ten August desselben Jahres erließ. Dies hatte der damalige verdienstvolle Ober-Consistorial-Rath Hecker als Stifter der Realschule (1747), für alle Lande des Königs ausgearbeitet, Friedrich selbst aber vor der Vollziehung verbessert. Eine treffliche Einleitung, in einer herzlichen Sprache abgefaßt, spricht den Willen des Königs dahin aus, „daß Er es für nöthig erachtet, zum wahren Wohlsein seiner Länder einen guten Grund durch eine vernünftige sowohl als christliche Unterweisung der Jugend zur Gottesfurcht und zu andern nützlichen Dingen in den Landschulen legen zu lassen, damit der höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit abgeholfen und für die folgende Zeit in den Schulen geschicktere und bessere Unterthanen gebildet werden mögen.“ Hierauf erklärt sich das Reglement in 26 §§ über Alles, was die Schulverfassung auf dem Lande, die Stellung der Schulmeister zu den Eltern und Kindern, die Pflichten und Rechte jedes Theils, die Zeit und Gegenstände des Unterrichts, auch die Methode desselben und die Disciplin betrifft, und legt besonders den Landgeistlichen die Verpflichtung auf, die Schulen wöchentlich zweimal zu besuchen, die Kinder selbst zu examiniren,

jeden Monat mit den Schulmeistern eine Conferenz zu halten, sie über Methode und Disciplin zu belehren und ihnen überall mit Rath und That beizustehen. Eine erwiesene Versäumung dieser Pflichtleistungen wird nach §. 25 mit der Strafe der Suspension und nach Befinden der Umstände mit der Amtsentsetzung bedroht*). Wir haben uns durch genaue Durchsicht jedes § von der Zweckmäßigkeit des Reglements auf eine erfreuliche Weise überzeugt, zugleich aber auch, daß zur treuen Ausführung aller der Vorschriften wohl vorbereitete Lehrer, willige Gemeinen, pflichtliebende und sachverständige Geistliche unerläßlich nothwendig waren. Friedrich selbst aber hatte das Bedürfniß gut vorbereiteter Lehrer schon 1750 gefühlt, und aus eigner Bewegung befohlen, die auf 8—10 Meilen um Berlin vacant werdenden Schulmeister-Stellen mit Subjecten aus der Realschule zu besetzen. Mit dieser war nämlich ein Seminar verbunden, welches Hecker als eine Privatanstalt nur für die Schulen der Dreifaltigkeitskirche einige Jahre vorher errichtet hatte; nun aber reichten die schwachen Kräfte desselben nicht mehr hin, daher wurden acht bis zehn neue Stellen fundirt, und die Mitglieder derselben außer der Anleitung im Katechisiren und dem Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Vocal-Musik auch in der Betreibung des Seidenbaues und der Maulbeerbaum-Cultur sorgfältig angewiesen. Diese geringe Beihülfe stand freilich mit der Größe des Bedürfnisses und mit des Königs regem Wunsch, die Landschulen zu verbessern, in keinem Verhältniß; doch wurde durch die Unterstützung des Heckerschen Seminars eine wohlthätige Anregung zu ähnlichen Stiftungen in

*) Das Reglement ist außer im Mylius auch besonders abgedruckt, Berlin, Realschul-Buchhandlung 1764.

den Provinzen, namentlich in Halberstadt, Magdeburg und Stettin gegeben. Auch hörte der König selbst nicht auf, über die Erfolge seiner Befehle Rechenschaft zu fodern, und immer neue Verordnungen zu erlassen, die unwidersprechlich seine Theilnahme an der Verbesserung des Schulwesens bekunden. Am eifrigsten wurde diese Angelegenheit seit dem Jahre 1765 betrieben, in welchem eine aus 18 Fragen bestehende Circular-Verordnung für die Inspectoren (Superintendenten), die Schul-Visitationen betreffend, erschien, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit allgemeinen Beifall fand und einen Geist der Ordnung in das Landschulwesen zu bringen sehr geeignet war, aber die beabsichtigten Wirkungen großen Theils verfehlte, weil sie das Ungeschick der Lehrer und die Armuth der Bauern, die ihre Kinder, statt sie zur Schule zu schicken, beim Feldbau gebrauchten, nicht zu beseitigen vermochte. Sechs Jahre nachher 1771 war bei der Kurmärkischen Städtekasse ein Fonds von 100,000 Thaler erübrigt, welchen die Landschaft dem Könige darbot. Er nahm ihn, verwendete aber die Zinsen desselben zur Salarirung der Landschullehrer. Dadurch wurden manche einzelne Stellen auf den Amtsdörfern bedeutend verbessert; aber der König wußte nicht, daß bloß in der Kurmark gegen 500 Landschulmeister gleiche Ansprüche hatten, da sie mit dem Ertrag von zehn Thalern herab sich begnügen mußten. Auch für Pommern geschah etwas, indem der König einen Theil der zwei Procent-Zinsen von 8,200,000 Thaler, welche er von 1772 bis 1776 dem pommerschen Adel geliehen, zur Besoldung tüchtiger Landschulmeister bestimmte. Das damalige Ober-Consistorium war der Meinung, daß bloß zur Verbesserung der kurmärkischen Landschulen jährlich 100,000 Thaler erfoderlich sei; aber die Minister fürchteten, daß eine solche Summe den König abschrecken

würde, und überließen es seiner Gnade*). Leider aber that er nichts. So ist es einige Male gegangen. Wenn wir aber den Eifer des Königs für die Verbesserung des Landschulwesens erwägen, und den Umstand damit verbinden, daß er sogar auf einer Reise nach Schlesien aus seinem Nachtquartier an den Minister v. Münchhausen schrieb: er solle ihm melden, wie viel Geld zur Verbesserung der Dorfschulen nöthig sei, Er wolle es geben: — so müssen wir annehmen, daß eine unbegründete Furcht vor Friedrich mehr als die Sparsamkeit desselben daran Schuld war, daß nichts geschah, und daß er aus Seinen unmittelbaren Kassen die nöthigen Geldmittel nicht versagt haben würde, wenn man ihn gründlich und vollständig mit dem ganzen Umfang des Bedürfnisses bekannt gemacht hätte. Auch wurde der König in der Erreichung dessen, was ohne Geld zu bewirken war, in der Beihülfe der Geistlichen, viel zu wenig unterstützt. Die Inspectoren, welche nach Verordnung die Schulvisitationen abhalten sollten, was schon Luther und Melanchthon gethan hatten, schämten sich dieses Geschäfts, und die Dorfpfarrer waren nicht thätig genug. Der damalige Minister, v. Zedlitz selbst klagt darüber in einem Schreiben vom 26sten December 1773 an v. Rochow auf Reckan**) in sehr bitteren Ausdrücken, und machte deshalb in eigner Person kleine Reisen in der Nachbarschaft Berlins, um die Schulen zu visitiren und dadurch ein gutes Beispiel zu geben. Diese Vernachlässigung der Geistlichen wurde um so schlimmer in ihren Folgen, als dem König der

---

*) S. Büsching a. a. O. S. 87—89.

**) S. litterarische Correspondenz mit verstorbenen Gelehrten. Erster Band. Von Friedr. Eberhard v. Rochow auf Reckahn. Berlin und Stettin 1799. S. 142—143.

unglückliche Gedanke von dem Geheim-Finanzrath v. Brenkenhof eingegeben wurde, die zu dem Kriegsdienst untüchtig gewordenen Soldaten und Unterofficiere zu Schulmeistern zu machen. So wurden nun durch einen Kabinetsbefehl an das geistliche Departement, (Potsdam den 31sten Juli 1779), alle die Invaliden, welche nothdürftig lesen, schreiben und rechnen konnten, nach und nach mit Landschulstellen versorgt, und das Ober-Consistorium mußte schon zufrieden sein, wenn es ihm gelang, nur die alleruntauglichsten Subjecte des Soldatenstandes vom Schulstande entfernt zu halten. Da aber auch dies nicht immer möglich zu machen war, und mehrere Dorfschulen bisher schon mit guten Lehrern versorgt gewesen waren: so traf es sich oft, daß die Kinder viel mehr wußten als ihre Lehrer, die ihre Jugend nur mit Fluch und Stock zu regieren verstanden.

Sehen wir nun, was durch Friedrich und unter ihm für die Verbesserung der Stadtschulen und Gymnasien geschehen ist. Der Zustand dieser Lehranstalten war in äußerlicher Beziehung allerdings besser gestellt, da sie entweder schon im Besitz der nothwendigsten Mittel zu ihrer Erhaltung waren, oder diese doch leichter in einer wohlhabendern Stadt finden konnten, wenn gleich die meisten Lehrer in ihrer Besoldung wie in der Werthschätzung ihres Standes selbst den untersten Beamten eines Civil-Collegiums nicht gleich standen*). Es schien also

---

*) Sollte es nicht hie und da noch so sein? Wenn man bedenkt, daß ein Unterbeamter bei einem städtischen oder Königlichen Collegium als Secretair, Calculator, Registrator, Journalist, Kanzlist rc. mit der halben Schulzeit für seine Stellung fertig wird, und daß er bei gehörigem Diensteifer in seinem mittlern Lebensalter zu einer Einnahme von 7—800 Thalern kommt; dagegen der studirte höhere Beamte 10—12 volle Jahre der Schule, 3 Jahre der Universität widmen, dann oft (besonders als Jurist) 8—10 Jahre auf eine Versorgung warten muß, die ihm nun

hier zunächst und besonders auf die innere Organisation dieser Lehranstalten anzukommen, um so mehr, als ja von ihnen die Cultur der Wissenschaften und die Bildung der Staatsbeamten ausgeht, worauf es dem König bei allen seinen Reformen im Gebiet der Geisterwelt am meisten ankam.

Das Joachimsthalsche Gymnasium, als das erste Königliche im Lande, war auch die erste Gelehrtenanstalt, um die er sich gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges bekümmerte. Er ließ 1763 den damaligen Rector Heinius zu sich rufen und unterhielt sich mit ihm in einer langen Unterredung über Schulwesen und Erziehung. Heinius aber, zwar treu und gewissenhaft in seinem Beruf, aber in einem Alter, dem es — wenn auch nicht an Willen, doch an Kraft zur Ausführung desselben gebrach, paßte nicht mehr zu tief eingreifenden Reformen. Friedrich nämlich wollte durch Joh. Georg Sulzer, dem er sein ganzes Zutrauen in Schulsachen schenkte, und den er auch 1766 zum Visitator des Gymnasiums machte, eine Reform desselben durchführen, die diese Anstalt gewissermaßen zur Normal-Anstalt unter den Gelehrten-Schulen erheben sollte. Die volle Ausführung dieses Plans konnte aber erst unter dem neuen Rector J. H. L. Meierotto, der vorher Lehrer der Anstalt und ein Mann von Talent, Gelehrsamkeit und disciplinarischer Kraft war, ins Werk gerichtet werden. Dieser wurde von dem

etwa 600 Thaler einbringt, und dann einen Hausstand, angemessen seiner bürgerlichen Würde als Assessor oder Rath oder Professor ꝛc. führen, dabei durch Anschaffung von nöthigen Büchern in seiner innern Fortbildung mit seiner Zeit Schritt halten soll: so darf man wohl fragen: wo bleibt da das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck, zwischen Kostenaufwand und Ertrag? Wenn hier in den Grundsätzen des Staatshaushalts keine Aenderung vorgehen kann: so wird der gelehrte Geschäftsmann wohl nur in dem höheren Standpunkt seiner wissenschaftlichen Bildung einen Schadenersatz suchen müssen. — —

neuen Visitator Merian, dem Nachfolger Sulzer's, 1775 als Rector eingeführt, und ihm, wenn nicht allein, doch vorzüglich verdankt die noch jetzt so blühende und achtungswerthe Gelehrtenschule ihre neue Aera. Es ist interessant, ein treues Bild von dem damaligen Zustand derselben, wie Meierotto sie vorfand, zu lesen, und kann hier zugleich einen Maßstab abgeben, woran man die übrigen hohen Schulen des Landes wird halten können. Wir theilen daher das Wichtigste aus der vom Professor Brunn gemachten Schilderung mit*).

„Bis auf Meierotto's Zeit waren die Verstandeskräfte der jungen Leute sehr wenig geübt, und sie selbst fast gar nicht zum Selbstdenken und zu eigenen Arbeiten angehalten worden**). Heinius ließ zwar Ausarbeitungen in lateinischer Sprache verfertigen; aber die deutsche Sprache wurde fast ganz vernachlässiget, wie dies freilich wohl damals der Fall in allen Schulen seyn mochte. Man fand daher nur wenige Jünglinge, die im Stande waren, einen Aufsatz grammatisch richtig in ihrer Muttersprache zu liefern, welche sie bloß ex usu erlernt hatten. Die Rhetorik wurde nach dem lateinischen märkischen Compendium gelehrt, und der ganze Unterricht bestand in einer trockenen Erklärung der rhetorischen Figuren. Die Geographie wurde nach Hübner's Compendium vorgetragen und es wurde nichts mehr und nichts weniger gesagt, als was Hübner in seinem trockenen Städte-Register bemerkt hatte, wobei man denn auch nicht vergaß, auf die elenden

*) Versuch einer Lebensbeschreibung J. H. L. Meierotto's. Herausgegeben von Friedrich Leopold Brunn. Berlin 1802. S. 138 ꝛc.

**) Der König scheint also in der Schrift: lettre sur l'éducation in seiner von Büsching widersprochenen Behauptung (S. 144) doch nicht ganz unrecht zu haben.

und geschmacklosen Knittelverse die Aufmerksamkeit der Jugend besonders zu lenken. An Landkarten, statistische Bemerkungen und dergleichen war gar nicht zu denken. Eben so verhielt es sich auch mit der Geschichte, welche gleichfalls nach dem Hübner gelehrt wurde." — „Nur in der ersten lateinischen Klasse wurden griechische Autoren: Homer, Gesners Chrestomathie und Apollodor ins lateinische übersetzt. In den vorher gehenden Klassen wurde von allen Schülern ohne Unterschied das N. Testament in die lateinische Sprache übertragen. Bei Erklärung der lateinischen Dichter wurde im Ganzen mehr auf Etymologie als auf Verständniß des Inhalts und dichterische Schönheiten gesehen. Metaphysik (!) und Logik wurde nach Gottsched vorgetragen, welcher bei Sulzer in sehr geringer Achtung stand, denn als dieser ein halbes Jahr vorher, ehe er das Gymnasium verließ nnd nach der Schweiz reis'te, in dem damaligen Groß-Prima die Logik zu lehren übernahm, und die Schüler ihren Gottsched mit in die Klasse brachten, fragte er: „was habt ihr da für ein Buch? Auf die Antwort, daß es Gottsched sey, sagte er: „wie kann ein so elender Mensch eine Logik schreiben (!!!), schaffet euch den Wolf an, welches denn auch gleich geschah. Die französische Sprache lehrte ein Greis. Nur wenige Schüler wohnten diesem Unterricht bei, weil eben nicht streng darauf gehalten wurde. Es war übrigens nur eine einzige Klasse, in welcher die Uebersetzungen der kleinen Geschichten, welche im Anhang zu Peplier's Grammatik stehen, das non plus ultra waren."

„So war der Unterricht im Gymnasium beschaffen, als Sulzer 1767 mit einer gänzlichen Umschaffung desselben wohlthätig hervortrat. Es erschienen nämlich nun die erneuerten Verordnungen und Gesetze für das

Königliche Joachimsthalsche Gymnasium, welche auf 17 Bogen in 4. gedruckt und von Friedrich durch einen Kabinets-Befehl sancionirt wurden*)."

Sehen wir nun noch kurz auf die Disciplin der Anstalt. Der vorher genannte Biograph Meierotto's sagt darüber (S. 155): „es herrschte ein sehr roher und wilder Renommisten-Ton. Die Neuankommenden auf das gröbste zu mißhandeln, die Inspectoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen und im Speisesaale auszuzischen und auszutrommeln, Carcer und Arreststrafe für eine Ehre zu halten, war so ziemlich in der Regel. Im Aeußern zeichneten sich die Alumnen aus durch lange, bis weit über das Knie gehende, gewichste Stulpstiefeln, durch gelbe lederne Beinkleider und durch große Hüte, deren Seiten-Spitzen

*) Daß aber diese Reformation nur sehr allmählig bewirkt werden konnte, ergibt sich aus manchen Umständen, von denen der Verf. dieser Schrift selbst Augen- und Ohrenzeuge gewesen ist. Er wurde nämlich 20 Jahre nachher dem Joachimsthalischen Gymnasium als Alumnus übergeben, und erhielt einen Freund und Landsmann zum Stuben-Cameraden. Dieser, früher schon auf der Anstalt, gab ihm unter andern auch den Rath, er möchte sich ja in den Gesprächen mit seinen Mitschülern vor deutschen Sprachfehlern hüten, weil er sonst Gefahr liefe ausgelacht zu werden. Die Sache des richtigen Sprechens hatte also noch den Reiz der Neuheit. Dennoch sündigte selbst mancher Lehrer dagegen. Es fand sich nämlich in dem alten Lehrer-Personale ein Professor der Philologie, S—e, der mit uns die Iliade las. Da aber diesem sonst braven Mann oft das Unglück begegnete, daß er bei seiner eignen Verdeutschung den richtigen Casus nicht finden konnte: so fragte er uns, ob es in dieser Construction mir oder mich heißen müsse, woran wir endlich so gewöhnt wurden, daß es nicht leicht Einem von uns mehr auffiel. Nach Beendigung eines Abschnittes las er uns denselben aus Voß Uebersetzung vor. Ein zweiter noch anderer Lehrer, R – r, war Professor der Mathematik, zu meiner Zeit aber der deutschen Sprache. Dieser brave Mann war fast völlig blind, — und beschäftigte uns bloß mit Dictaten aus dem Kopf, die voll fremder (großentheils französischer) Wörter von uns gereinigt werden sollten. Meine damaligen Zeitgenossen und zwei meiner noch lebenden pensionirten Lehrer können dies alles bestätigen.

fast die Schultern berührten. Die Schüler aus den untern Klassen mußten sich von den Primanern und Secundanern Alles gefallen lassen, und die geringste Widersetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde, und vornehmlich die Vorbeigehenden wurden häufig beleidigt und gekränkt*). Des Abends in großen Gesellschaften Tabak zu rauchen, dabei Bier in Uebermaß zu trinken und rohe Studentenlieder zu singen, oft ganze Nächte zusammen zu bleiben und Karten zu spielen, war nichts Ungewöhnliches; ja es kam selbst mehrmals zu wirklichen Ausbrüchen der wildsten Rohheit. Die Gymnasiasten standen in der Stadt in dem übelsten Rufe, und die Eltern und Vormünder fingen an, dem Institute ihr Zutrauen zu entziehen."

Welch eine Aufgabe für Meierotto, der diese jungen Vandalen zügeln und versittigen sollte! Ununterbrochene Wachsamkeit, selbst zur Nachtzeit, Muth, Klugheit und Entschlossenheit in Verbindung mit donnernder Rede vermochten allein jene schwierige Aufgabe allmählig zu lösen**).

Besonders merkwürdig zeigt sich des Königs Sorgfalt für die bessere Gestaltung des Gymnasial- und Schul-Unterrichts im Jahr 1779. Er ließ nämlich den 5ten September den Minister v. Zedlitz zu sich nach Potsdam rufen, und unterredete sich mit ihm sehr ausführlich über den Unterricht der Schuljugend. Der Geheim-Kabinets-

---

*) Die Alumnen hatten nämlich (auch noch zu meiner Zeit) die Freiheit, vor der Thür des Gymnasiums nach genossenem Mittagsmahl zu ihrer körperlichen Bewegung auf- und nieder zu gehen, wobei sie sich oft allerlei Neckereien gegen die Vorübergehenden erlaubten.

**) Es war ihm zu meiner Zeit großentheils gelungen. Seiner männlichen Würde und imponirenden Kraft beugte sich demüthig auch die kühnste Rohheit, doch waren versteckte Sünden grober Art noch nicht ganz unterdrückt.

rath Stelter war dabei gegenwärtig, mußte den Inhalt des Gesprächs auf der Stelle niederschreiben und ihn nachher in einen Kabinetsbefehl bringen, dessen Inhalt großes Interesse gewährt, bei dessen Lesung man aber von der Weitschweifigkeit der Form absehen muß, wenn man in der Bewunderung der Einsicht des Königs auf einem ihm ganz fremden Gebiet nicht gestört sein will. Der Befehl lautet wörtlich so:

„Mein lieber Etats-Minister Freiherr v. Zedlitz. Da ich gewahr geworden, daß bei den Schulanstalten noch viele Fehler sind, und daß besonders in den kleinen Schulen*) die Rhetorik und Logik nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchst nothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß, und das erste Fundament bei Erziehung der jungen Leute sein soll, (denn wer zum besten raisonnirt, wird immer weiter kommen, als einer, der falsche consequences zieht): so habe Euch hierdurch Meine eigentliche Willensmeinung dahin bekannt machen wollen. Wegen der Rhetorik ist der Quintilian, der muß verdeutscht, und darnach in allen Schulen informiret werden; sie müssen die jungen Leute Traductions und Discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilian; man kann auch ein Abregé daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen Alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit dahin bringen. Zum Unterricht in der Logik ist die beste im Teutschen von Wolf; solche ist wohl ein bischen weitläuftig, aber man

---

*) Darunter werden hier die damals so genannten lateinischen Schulen verstanden.

kann sie abregiren lassen. Die ersten Schulen sind immer Schuld daran, wenn die jungen Leute nichts lernen; die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herumlaufen, und halten sie nicht genug zum lernen an; [lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe Ich nicht ab]; es muß nur darauf raffinirt werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten zum leichtesten beizubringen. Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was Anderem widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das noch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. In Joachimsthal [und in den andern großen Schulen muß die Logik durchgehends gründlich gelehrt werden, auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein Jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen, in seinen eignen Sachen], das muß sein. Die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlt, und wenn sie das nicht gebührend thun und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden. [Die Rhetorik nach dem Quintilian und die Logik nach dem Wolf, aber ein bischen abgekürzt und das Lateinische nach den autoribus classicis muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und so müssen sie unterrichtet werden, und die Lehrer und Professores müssen das Lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichsten Stücke mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beibringen können, und die leichteste Methode dazu ausfindig zu machen wissen]. Ihr müsset daher mit der Schulverbesserung in den großen Städten,

als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg ꝛc. zuerst anfangen. Auch ist die Elisabethschule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeistern genommen werden können. Bei den kleinen Schulen muß erst angefangen werden, da wird der Grund gelegt; die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Professor, Secretair, oder was es ist, studiren, so müssen sie das Alles, auch lateinisch wissen. Eine gute teutsche Grammatica, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, es sei nun die Gottschedische oder eine andere, die zum Besten ist."

„Von großem Nutzen würde es sein, wenn die jungen Leute so in einem Schulhause beisammen wohnen, wofür die Eltern etwas gewisses bezahlten, so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herum laufen lassen. Wie im Joachimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie immer bei einander. [Die Rhetorik und Logik ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleich nöthig, nur muß die Methode des Unterrichts ein bischen reformirt werden, damit die jungen Leute besser lernen.] Und wenn ein Lehrer oder Professor darin sich hervorthut, so muß man dann sehen, wie man dergleichen Lehrer auf eine Art avantagiret, daß sie aufgemuntert, und die Anderen gereizt werden, sich auch zu befleißigen, daß sie nicht so grob sind. [Die autores classici müssen auch alle ins Teutsche übersetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist, sonst erlernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht. Die guten Autores müssen vor allen übersetzt werden ins Teutsche, als im Griechischen und Lateinischen der Xenophon, Demosthenes, Salust, Tacitus, Livius, und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut,

desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in Prosa ist]. Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzt werden. Und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die teutsche Uebersetzung gehalten, und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht und gefehlt haben. Gegenwärtig geschieht der Unterricht nur schlecht, und es wird nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die ersten Fundamente sind nicht nutze. [Wer zum besten raisonniren kann wird immer zum weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse zieht]. Vor junge Leute, die beim Commerce gehen (Kaufleute werden) wollen, sind so ein Haufen gute Bücher, woraus sie das Commerce einer jeden Nation in der ganzen Welt kennen lernen können; für Leute, die Officiers werden, ist die Historie nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehrt werden, denn es sind Abregés genug davon; anfänglich muß man sie nur kurz unterrichten, und bei den alten Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch so daß sie eine Kenntniß von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das geht auch spielend an. In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen solche zu lernen. Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonsten ist es eben so als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren soll. Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine neue machen. Von der Metaphysik müssen sie auch was durchgehen. [Aber vom Griechischen und Lateinischen

gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen. Und die Logik ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen, und wenn ein Jeder richtig dächte, das wäre sehr gut. Die Rhetorik muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beigebracht werden]. Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder fleißig in die Schulen kommen, und wenn das nicht geschiehet, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schule, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu Hause behalten.

Daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben, und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische Religion ist die beste, und weit besser als die katholische; darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur (?); denn natürlicher Weise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute und solche, die bei den Kassen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben (!!). Im Lauenburgschen und Bütowschen ist es noch mehr wie an andern Orten nöthig, die Education der Kinder in einer bessern Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran."

„Im Altenburgischen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich und vernünftig. Wenn man von daher könnte Schulmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut sein. Ihr werdet sehen, wie das zu machen steht. Sonsten ist es auf dem

platten Lande genug, wenn sie ein bischen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Secretairs und so was werden, deshalb muß man auf dem platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das Nothwendige, was zu ihrem Wohl nöthig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben. Nach dieser meiner Willensmeinung und Vorschrift werdet Ihr daher bemüht sein, Alles in den Schulen besser einzurichten und zu reguliren, damit Meine landesväterliche Intention bestens erreicht wird. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König *)."

Potsdam den 5ten September 1779.

Friedrich.

Es ist bei diesem Kabinetsbefehl zunächst zu beachten, daß der König seine Vorschrift in Bezug auf die Objecte des Unterrichts auf Gymnasien und den (damaligen) lateinischen Schulen ganz allgemein stellt und der Verschiedenheit des bürgerlichen Berufs keinen Einfluß darauf gestattet. Er verlangt also eine Bildung, die auf einer allgemeinen Grundlage ruhend, einen allen Gebildeten gemeinschaftlichen Zweck erstrebt. Erst später, aber nicht

*) Nicolai, der im 5ten Heft seiner Anekdoten S. 40 diesen Kabinetsbefehl zuerst mittheilt, datirt ihn vom 5ten September; nach Büsching's Beiträgen ꝛc. aber S. 86 war er vom 6ten. — Die (von mir) mit [] eingeklammerten Stellen zeigen, daß der König in seinem Gespräch mit v. Zedlitz mehrmals auf das schon Gesagte wieder zurück kam, um es eindringlicher zu machen; die lästige Wiederholung in der Abfassung gehört also wohl dem Concipienten, da wir nicht annehmen können, daß Friedrich den Befehl in seiner jetzigen Form wirklich dictirt habe, wie Nicolai sagt, indem ihm die deutsche Sprache ein unbequemes Werkzeug der Mittheilung war.

nicht von ihm, wurde die Idee zu speciellen Anstalten, zu Kunst-, Gewerb- und Handlungsschulen angeregt*), die wir unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen auch nicht mißbilligen können, da die Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen auch verschiedene Mittel ihrer Ausbildung und Richtung erfodert. Aber es bleibt dabei noch immer eine Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten zurück, die den besondern Kenntnissen als Grundlage zur materiellen und formellen Bildung dienen müssen, und ohne die eine besondere Bildung als lückenhaft und unzusammenhängend nur wenig leisten kann. Was der König vorzüglich erzielt wissen will, liegt in den Gebieten der Grammatik, Rhetorik und Logik; er will Correctheit und Bestimmtheit des Sprachausdrucks, Zweckmäßigkeit und Klarheit der Gedanken, so wie richtige Anwendung derselben, und verlangt diese Art der Kenntniß mit Recht als eine überall fortkommende Landesfrucht der Nationalbildung von Jedem, dessen Kopf mit Sprache und Wissenschaft genährt ist, wenn gleich nicht in eben demselben Grade, da sprechen und schreiben in ihren höheren Potenzen als edlere Früchte eines eigenen Talents nie allgemein sein können, und oft auch bei denen nicht immer gefunden werden, denen es an positivem Wissen keinesweges fehlt. — Ferner zeigt dieser Befehl, welch' einen Werth der König auf die humanistischen Studien legt, indem er die Sprachen des klassischen Alterthums als unerläßliche Unterrichts-Objecte fodert, womit er zugleich dem Schwindel der damaligen Philanthropie

*) Eine Ausnahme macht die von Hecker schon 1747 gegründete Realschule, die Friedrich auch dadurch begünstigte, daß er ihr die Anlegung einer Buchhandlung erlaubte. Sie ist der Anfangspunkt zu allen nachfolgenden Lehranstalten ähnlicher Art

kräftig entgegen trat. Und endlich sehen wir, was schon in dem ersten Abschnitt dieser Schrift bemerkt worden, daß er dem evangelischen Christenthum den Vorrang zugesteht, und die Wichtigkeit desselben, für die religiöse Bildung der Jugend anerkennt, wenn er gleich die moralischen Foderungen nur auf die Warnung vor zwei der gröbsten Uebertretungen göttlicher Gebote beschränkt.

Hiernach ist dieser Kabinetsbefehl unwidersprechlich ein überaus wichtiges Moment in der Preußischen Staats-Pädagogik, oder vielmehr in Friedrichs persönlicher Pädagogik, das in ganz Europa nicht seines Gleichen aufzuweisen, und den richtigern Weg zum bessern Schulunterricht angebahnt hat.

In Folge dieses Kabinetsbefehls bekümmerte er sich nun auch darum, ob seine Anordnungen befolgt würden. Er forschte darnach zunächst bei dem Minister v. Zedlitz in mehreren persönlichen Unterredungen mit ihm, und mit dem Visitator Merian, den er wegen seiner Gelehrsamkeit und seines offenen Charakters vorzüglich begünstigte, endlich auch bei dem Rector Meierotto selbst, von dem ihm Merian eine sehr vortheilhafte Schilderung gemacht hatte. Er ließ ihn daher am 22sten Januar 1783 mit Merian zu sich kommen. Wir haben leider nicht erfahren, was der König Alles mit Meierotto gesprochen (wie schon S. 81 bemerkt worden), denn, was dieser darüber aufgezeichnet, besteht nur in folgendem kurzen Brief, den er an Einen seiner vertrautesten Freunde den 26sten Januar 1783 geschrieben: „Den letzten Abend seines Hierseins spät ließ der König mich kommen. Herr Merian war wie gewöhnlich mit da, und die Audienz dauerte anderthalb Stunden. Der König sprach erst Deutsch, und sobald er nur hörte, daß ich Französisch verstände und spräche, immer Französisch, außer wenn er

schlecht Deutsch zum Beispiel und zum Corrigiren scherzend sprach. Er war sehr gnädig, ging sehr in's Genaue in Ansehung des Gymnasii und besonders der Rhetorik. Uebrigens war das Gespräch sehr mannichfaltig, aber doch hauptsächlich über deutsche Literatur, wo sein Herz dann ein schwer zu bekehrendes Königsherz war. Hätte ich auch Schüchternheit gehabt, die ich doch selbst beim französischen Sprechen nicht hatte, so hätte sie verschwinden müssen bei der Laune und Lustigkeit des Königs. Es ist ein Greis von seltener Lebhaftigkeit, von erstaunlicher Belesenheit und Gedächtniß, und von einem so originellen Witz, wie gewiß Wenige im Privatstande geboren werden. Diese Audienz würde schon als Gelegenheit, diesen Mann so zu sehen, mir immer werth sein müssen; aber ich glaube, sie wird dem Gymnasio nicht nachtheilig seyn. Daß der König nächstens tiefer in's Gymnasium hereinblicken möchte, glaube ich wohl." — Nach dieser Aussage Meierotto's ist anzunehmen, daß der König sich in seiner ganzen reichen Subjectivität gezeigt, und daß die Unterredung, wie sie in „Winkopp's Bibliothek für Denker" abgedruckt ist, doch wohl nicht ganz erdichtet sein kann, wenn sie auch nicht den vollen Charakter der Treue hat. Der Minister v. Zedlitz sagt in einem seiner Briefe an Rochow, daß der König sogar Willens sei, einige Schüler des Gymnasiums zu sich kommen zu lassen, um sie selbst zu examiniren.

In ähnlicher Weise wie für das Joachimsthalsche Gymnasium bekümmerte er sich auch um die größern Lehranstalten der Provinz. Besonders lag ihm die alte Musterschule zu Kloster-Bergen bei Magdeburg am Herzen, wo der Abt Steinmetz seit 1732 als einer der ersten deutschen Pädagogen glänzte, unter dem Wieland seine geniale Kraft entwickelte. Aber die Anstalt verfiel unter seinem

eigensinnigen und von falschem Pietismus befangenen Nachfolger, dem Abt Hähn. Dies erregte den Unwillen des Königs, daher schrieb er den 11ten Januar 1770 auf den Rand einer Ministerial-Eingabe: „der Abt taugt nichts, man muß einen andern in der Stelle haben, kein Mensch will jetzo seine Kinder dahin schicken, weil der Kerl ein übertriebener pietistischer Narr ist,“ und schickte eine Commission, bestehend aus Sulzer, Sack und Spalding, dahin ab, um den Abt außer Wirksamkeit zu setzen, und Vorschläge zur Verbesserung von Kloster-Bergen zu thun. Jerusalem, dem Friedrich die Leitung der Anstalt antrug, lehnte das Anerbieten ab, eben so Heyne in Göttingen, ungeachtet der vortheilhaftesten Bedingungen, und so kam das Directorat in die Hände Frommann's, der aber schon 1774 starb, und dessen Nachfolger nun der berühmte Abt Resewitz wurde. Eben so wurden die höheren und niederen Lehranstalten in Stettin und Stargard revidirt und verbessert. Ueberall aber verbreitete sich ein regeres pädagogisches Leben in alle Lehr- und Erziehungsanstalten zu Magdeburg unter Rötger und Frank, in Halberstadt unter Struensee, in Berlin unter Büsching und Gedicke, in Hirschberg unter Bauer, in Neu-Ruppin unter Lieberkühn und Struve*). Diese und viele andere gelehrte Schulmänner fingen auch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, zweckmäßige Lehrbücher, woran es bis dahin sehr gemangelt, in Sprachen und Wissenschaften, für Schul- und Privatunterricht, für Stadt und Land abzufassen, und die Jugend durch Analekten, Lesebücher und Compendien in die Vorhallen des Musentempels einzuführen. Selbst Laien, begeistert durch den pädagogischen Zeitgeist,

---

*) S. Preuß Friedrich der Große, dritte Band S. 120—123.

wie der würdige Domherr v. Rochow auf Rekahn, traten in der Schriftstellerwelt wie im Schulleben als ausgezeichnete Sachkenner hervor, und halfen die Mittel schaffen, und die Wege ebenen, die zu einer bessern Erziehung und Bildung des Menschen und Bürgers führen sollten, oft mit Aufopferung seltener Art. So schrieb Rochow unter andern 1776 „Versuch eines Schulbuchs für die Kinder der Landleute" das, wie er selbst erzählt*), außer 8 bis 10 in Deutschland erschienenen Nachdrücken, vom rechtmäßigen Verleger über hunderttausendmal in vier Ausgaben debitirt, und zweimal in's Französische, auch in's Schwedische, Dänische, Polnische und Illyrische übersetzt worden, und dieses Buch bot er der Oberschulkasse als Geschenk dar, die es aber nicht annahm. Die Literatur ehrt das Andenken des „Kinderfreundes" (1779), der erst in diesem Jahrhundert durch andere Kinderfreunde aus den Volksschulen verdrängt wurde. Eine andere unmittelbare Folge für die höheren und mittleren Schulen war Adelung's viel gebrauchte deutsche Sprachlehre (Berlin 1781), zu deren Abfassung der Minister v. Zedlitz ihren Verfasser sehr dringend aufgefodert hatte, damit dieser Theil des von Friedrich besonders betonten Unterrichts gründlicher ertheilt werden könnte. Auch verschiedene Privatpersonen des Bürgerstandes stifteten, geweckt durch den Einfluß der Regierung, allein oder in Verbindung mit Andern Waisenanstalten und Freischulen. Ueberall zeigte sich, welche Kraft ein Geist, der von oben ausgeht, in allen Ständen anzuregen vermag, und was, wie Schiller seinen Wallenstein sagen läßt, Ein Mann kann werth sein, wenn er, wie Friedrich, die Massen

---

*) S. dessen literarische Correspondenz mit verstorbenen Gelehrten. Erster Band 1799. S. 78.

zu elektrisiren versteht. Mit dem zunehmenden Alter des Königs wuchs auch seine Sorgfalt für die Schulbildung seines Volks, so wie seine Kriegslust, die er nur der lebhaften Jugend angemessen hielt, abnahm. Dies äußert er selbst in einem Schreiben an d'Alembert vom 17ten September 1772; und in einem spätern vom 6ten October desselben Jahres sagt er wörtlich: „Je mehr man im Alter fortschreitet, desto mehr überzeugt man sich von dem Schaden, den die vernachlässigte Erziehung der Jugend den Gesellschaften stiftet. Ich beeifere mich auf alle Weise, diesen Nachtheil zu verbessern, und bilde die Gymnasien, ja selbst die Landschulen um. Aber es sind dreißig Jahre nöthig, um Früchte zu sehen; ich werde sie nicht genießen, aber es wird mich freuen, meinem Vaterlande diesen Vortheil zu schaffen, den es entbehrt.“ Dies ist die uneigennützige, erhebende Denkart jenes frommen Braminen, der eine gefundene Eichel der Erde übergab, damit sie einst als schattiger Baum seinen Enkeln dienen möchte. Schon das Pflanzen selbst ist für den guten Menschen Beruf und Freude, und dies war es für Friedrich.

So steht Friedrich II. nach dem Gesagten als ein wahrhafter König seltener Art und als der außerordentlichste Mann seines Jahrhunderts da. Als politischer Reformator seines Zeitalters übte er 46 Jahre hindurch die erst jetzt recht begriffene große Wahrheit — ohne die alles Reformiren nur ein Unheil bringendes Phantasiespiel ist: — **daß Ideen nicht bestimmt sind, in ihrer ganzen Reinheit verwirklicht zu werden, wohl aber die Wirklichkeit zu leiten und zu veredeln.** Diese praktische Erkenntniß begründet seine Größe, macht

ihn einzig für sein Jahrhundert, und erhebt ihn zum Ideal für das unsrige und für jede Folgezeit. Schon von vorn herein läßt sich annehmen, daß ein solcher König auch damals Musterbild nicht bloß für alle deutsche, sondern für viele europäische Fürsten gewesen sein werde. Wir erinnern hier nur an Catharina II., an Joseph II., der mit gleich regem Willen nur den Zeitgeist seines Volks nicht zu beherrschen verstand, und an Gustav III. Doch solche Betrachtung liegt außer den Gränzen dieser Schrift, und wir können, statt eines historischen Beweises, nur das Resultat desselben andeuten: durch Friedrich lernten die Herrscher, was sie ihren Völkern sein sollen, und die Völker, was sie ihren weisen Regenten schuldig sind. Preußen hat es gelernt und dankbar anerkannt. Darum schwebe auch ferner Friedrichs Schutzgeist um Thron und Volk!

Von demselben Verfasser sind in meinem Verlage früher erschienen und noch zu haben:

Heinsius, Dr. Theod., der Bardenhain, für Deutschlands edle Söhne und Töchter. Ein Schul- und Familienbuch. Erster Theil mit 2 allegorischen Kupfern. Vierte, genau durchgesehene, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1823. brosch. (1 rtl.)

—, desselben 2ter Theil mit einem allegorischen Titelkupfer. Vierte, genau durchgesehene, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1826. brosch. (1 rtl.)

—, desselben 3ter Theil mit einem allegor. Titelkupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Ausg. 8. 1824. (1 rtl.)

—, desselben 4ter Theil. 1825. 8. (1 rtl.)

—, die Bürgerschule. 6te verbesserte und vermehrte Ausg. 8. 1839. (Bei 25 Expl. 10 Sgr.) 15 sgr. (12 gr.)

—, Preußens Trauer und Glanz. Eine historische Uebersicht des Zeitraums von 1806 bis zum Frieden 1814. 1ster Theil, 2te berichtigte und vermehrte Ausgabe. Mit einem allegorischen Titelkupfer. 8. 1816. brosch. 22½ sgr. (18 gr.)

—, desselben 2ter Theil vom Pariser Frieden 1814 bis zum Dank- und Friedensfeste 1816. Mit einem alleg. Titelk. 8. 1816. brosch. 22½ sgr. (18 gr.)

Berlin, Posen und Bromberg.
Druck und Verlag von E. S. Mittler.

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf

er
orf

er
orf

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor,

Friedrich der Zweite und sein Jahrhundert in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung eine vaterländische Säcular-Schrift

Berlin ; Posen ; Bromberg 1840

Bor. 82 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013152-1